

Tamara Christen

Die Weiterführung

2017

Dank: Ihm, den Kindern, Ephraim und meiner Frau

Als blättere ich in einem Fotoalbum, jedoch nicht auf konventionelle Art und Weise. Bilder, ihre Erscheinungsformen mannigfaltig, in einem Verblassten, dann in einem Klaren stehend und Plätze leer- hin und her die Bewegung- wir selbst sind das Album, in dem wir lernen zu lesen, an dem wir uns üben zu verstehen.

1. Zeiträume, die sich öffnen

In der Wiederholung liegt sich zu üben und immer geschickter darin zu werden.

Irgendwann beschlossen wir, als wir noch in einer anderen Welt uns befanden, auf die Erde zu kommen.

Die Gründe dafür liegen so sehr im Verborgenen, haben wir in all den Jahren zu vielen Anteilen vergessen, dass wir sie nicht mehr mit absoluter Sicherheit und Können in Sätze oder in Bilder bringen können. In der Menschennatur dieser Zeit liegt der Grund für dieses Vergessen und doch, wie ein Silberstreifen am Horizont, wenn ein neuer Tag anbricht, wird das Vergessen brüchiger, durchlässiger.

Wie durch einen dichten Vorhang verschleiert nehmen wir das Alte matt, dumpf und fern wahr, um fast unwissend durch das Leben zu stolpern. Manchmal erkennen wir die Gründe für unser Sein hier auf Erden- klein, wie helle Feuerfunken in dumpfer Nacht, wie das Zucken eines Blitzes sind solche Augenblicke, als hätte ein Sommerregen all den Staub von der Haut gewaschen und rein stehen wir da, erkennen, wissen warum man so und nicht anders ist und es wird uns kurz möglich eine wichtige Brücke zwischen dem prägenden Damals zum Heute zu schlagend. Einem Erwachen gleichend, sind solche Minuten, voller Verstehen und über die Lippen, durch den Geist huschen die Worte: „Wie einfach und klar es doch ist“.

Flüchtig sind solche Zeitfenster, wenn sich der Himmel zeigt, die Götter einen Blick in ihr Buch gewähren, das Schauen sich weitert über den üblichen Zeitrand hinweg, um in altbekannte Erfahrungen, aus einer Distanz heraus, die man mit dem Namen Vergessen und Wiederwerden, taufen könnte- versucht ist man sie festzuhalten, als Lernfeld, sich selber, die Gegebenheiten, Handlungen, Emotionen, Ideen, die Beziehungen zu den anderen Gestalten aus dem Damals, als Lehrmeister, Ratgeber und Orientierung verstehend. Das Leben wäre einfacher, wenn man sich öfters, vollkommen natürlich, in diesem weiteren Schauen bewegen dürfte, man Steine auf Steine legen kann, man lernt zu verstehen, warum man die Arbeit, welche man in einem Vergangenen niederlegte, in dem Heute wieder aufnehmen muss, mit neuer Kraft, mit anderen Händen, mit anderen Fähigkeiten, mit anderen Mitspielern- eine Chance, die einem dargeboten wird, um weiter auf dem Königsweg sich zu versuchen, Schritte hin in die Meisterschaft. Es verspricht einem ein Dasein mit weniger Irren und wenn, dann, nicht aus dem grossen Ganzen gerissen, sondern belegt mit einem Sinn und der Aufforderung, dahinein Vertrauen zu legen, dass man mit der Geburt nicht wieder im und mit dem Nichts, als unbeflecktes Blatt, beginnen muss. Dankbar sind wir dafür, dass ein alter Teil des Ichs bereits kämpfte, rang, wichtige Fragen sich stellte, sich bemühte in und mit seinen Möglichkeiten, versuchte die besten Lösungen zu finden, gewann und verlor.

Wie schwer und eng muss es sein für die Seelen, welche nur in dem Raum von einem Leben glauben sich zu bewegen, abgerissen von einem grösseren Zeitstrahl sich denken zu bewegen und zugleich etwas herrlich Banales enthaltend. Eine solche Art von Dasein lässt die Verantwortung für ein Später verblasen- es spielt keine

Rolle, wie wir unsere Arbeit in einem Vorigen getan und verlassen haben, wenn wir sie nicht weiterführen müssen- der Begriff Verantwortung, glauben wir an ein Wiederkommen, trägt eine grössere Bedeutung und Gewichtigkeit in sich und fordert uns dazu auf, unser Sein, Tun und Denken, genauer und unter einem anderen Licht zu betrachten, zu lenken.

Der klare Blick auf den Lebensplan und Weg entgleitet uns ab und an, nichts können wir gegen diese Flüchtigkeit unternehmen, auch wenn wir wollten, die körperliche, mentale und emotionale Kraft ist uns dafür noch nicht vollkommen gegeben, so werden wir gezwungen uns dieser Tatsache zu beugen, sie zu akzeptieren, das Vergessen als gottgegeben anzunehmen, mit einem Sinn belegt. Liegt darin nicht auch die Möglichkeit, unser Blick in einem kleineren Kreis gehalten, eine Weile den Fokus nur auf das Jetzige zu legen, um wirklich, ohne Ablenkung und Eintauchen in die vielen Verstrickungen, unser Tun kraftvoll zu gestalten, niemals vergessend, dass es noch ein Viel in dem momentanen Dunkeln verborgen schlummernd gibt, es stets da ist und hebt sich, gewollt durch eine höhere Kraft, der Schleier, so sollten wir annehmen die Fügungen und Hilfestellungen, welche durch diese Bewegungen uns geschenkt werden.

Ich danke ihm, auch wenn ich seinen Namen im Vergessen verlor, diesem alten Teil in meinem unsterblichen Ich, dass Kammern in meiner Person darstellt, dass er tat, was er tun musste und somit mich formte, so wie die vielen anderen Sie`s, Er`s aus verflossenen Epochen, die ich in mir wirkend trage und ich, ohne es zu erzwingen, mich auf den Augenblick freue, wenn sie mir ein Betrachten auf ihre Existenz gewähren und mir dadurch ein weiteres Verstehen meiner Selbst und meinem jetzigen Leben ermöglichen- denn alles ist miteinander verwoben.

Mit gerade seinem in Erscheinung- treten erhalte ich Antworten, Führung, Fähigkeiten, das Empfinden von Geborgenheit, denn ist der Wandel heute stets gegenwärtig, so gibt es als Gegengewicht eine Beständigkeit, ein zarter Faden, der sich durch die unendliche Zeit zieht und niemals abreisst. All den Vorreitern auf meinem Weg in meinem Ich bringe ich Liebe und Respekt entgegen und preise dadurch meine Seele, die ein bergendes Zuhause für alle in mir darstellt.

Hebt sich der Vorhang in mir, angestossen durch den Willen höheren Mächten, welche wissen, dass es gerade jetzt und in diesem Farbenklang stimmt und ich in solchen Augenblicken die Wachsamkeit besitze, um zu sehen, so verstehe ich es als Gnade und meine Pflicht anzunehmen, um mich dem Ganzer- werden unaufhaltsam zu nähern.

2. Der Rückblick vermischt sich mit dem Neuen

Ich wurde geboren. An meine Mutter, an meinen Vater kann ich mich nicht mehr entsinnen, an das damalige Land ebenfalls nicht, an das Weiss in meiner Wiege nicht. Es war in Europa, damals wusste ich dem Land keinen Namen zu geben, geschweige denn einen, der auch auf einer Landkarte stand.

Sicherlich erfand ich, wie es alle Kinder taten, Namen, lustige, absurde Namen, spielte damit, doch was ich weiss und es noch deutlich in meiner Seele fühle, ich liebte mein Land und ich war stolz, stolz darüber dort geboren worden zu sein, gerade bei diesen alten und dicken Bäumen, welche bei Nacht wie Geister wirkten, noch schauerhafter, wenn ihr Holz von dem Regen nass und schwarz schimmerte und der Mond voll am Himmel stand, bei den Gräsern, die hoch wuchsen und sich im Sommer golden verfärbten, bei dem Teppich von hellroten und zarten Blumen, bei dem weissen Fliederbusch nahe der Hausmauer, der mich lebenslänglich, geheimnisvoll mit meiner milden Grossmutter verband, bei den unendlichen Alleen, die mir den Glauben gaben, dass würde ich nur genug lange auf ihnen gehen, so käme ich im Paradies an- niemals bin ich diesen Weg auf Erden gegangen, niemals habe ich meinen Glauben daran durch die Realität korrigiert. Ich liess ihn mir, als Hoffnung, als Sicherheit, als letzten Fluchtpunkt, für den Augenblick wenn die Sehnsucht nach einem Ausstieg aus dem Leben zu gross werden würde. Was hätte ich dann noch tun können in der übermannenden Verzweiflung, wenn ich nicht einmal die Allee mehr besessen hätte und der weit, weit entfernt-liegende Fluchtpunkt.

In der Oberstufe, in der grauen und kalten Schule mit den dicken Mauern, den Holzböden, die nach Wachs rochen und wie Bernstein schimmerten, wenn das Sonnenlicht auf ihnen tanzte, da lernten wir das Zeichnen, das Führen des Bleistiftes und Halten des Lineales, hin zu dem Fluchtpunkt- glücklich machte mich ein solches Arbeiten, ruhig wurde ich dabei und entstanden unter meinen Händen die Bäume und Häuser, welche kleiner und kleiner schrumpften, so überkam mich ein seliges Glücksgefühl, hauchte mir ein friedliches Lächeln ins Gesicht. Verträumt mochte dieser Anblick scheinen für die strengen Lehrpersonen und die Mitschüler und oftmals erhielt ich eine Rüge dafür, doch mein Empfinden war so stark und schön, dass ich die Strafen auf mich nahm- verraten hätte ich mein Wissen über das Paradies im Fluchtpunkt niemals. Wie mochten die Lehrer und Mitschüler nicht in Verzückung geraten über ein solches Heiligtum, über eine solche Gnade des Himmels? Es war nur möglich, weil sie es nicht erkannten.

Ich wurde geboren von meiner Mutter und weil sie sich der eigenen Fähigkeit zu gebären nicht genug sicher war, wurde ich mit viel Beistand anderer Kräfte auf die Erde geholt. Mit meinen 43 Lebensjahren, da entziehen sich mir die Gründe, warum ich gerade einen solchen Vater und eine solche Mutter mir wählte, doch, auch wenn ich nicht mehr klar an den Ursprung gehen kann, so sagt mir ein tiefes Empfinden, dass es gut ist. So, wie meine Mutter an ihren Fähigkeiten zu gebären zweifelte, so besass auch ich den Unglauben in mir, dass ich es schaffen mochte zu kommen, zu leben. Vielleicht war die Entscheidung zu kommen zu früh, zu spät gefasst, vielleicht erschrak ich auch, als ich auf mein Lebenspanorama, mit all den Aufgaben, mit all den nicht nur einfachen Verstrickungen blickte, dass ich mich wieder zurückziehen wollte, doch eine andere Kraft, unermesslich gross, schob mich an, raunte mir den Mut ein und war der Sog zurück in die geistige Welt zu gross, stellte sie diesem ein verlockendes Rufen in das Leben entgegen. Ich liess mich tragen auf den Wellen,

versank, erstand, ging unter und gelang an die Oberfläche, ohne mein Beitun, vielleicht bestand gerade meine Handlung darin, mich dem Prozess hinzugeben, die Einwilligung für mein Kommen, welches ich in diesem Zustand längst vergessen hatte, einzulösen.

Für eine lange Zeit kann ich mich nicht mehr an mein Dasein entsinnen- schlafend und doch da, eine neue Leibeshülle erhalten- mein Geburtsort, mein Heimatland trug noch keinen Namen. Das erste Durchstossen zu mir war rot, heller als das Blut, zart, Blüten, umgeben von einem grünen Schimmer, kein Gras, Stoff, der über den Blumen hing und kühlend wie Moos Schutz vor der hellen, fast weissen Sonne spendete. Die Blumen auf einer grauen Mauer. Langsam tropften die Bilder in mich hinein, mein Fahren auf einem Dreirad, nicht den Blick auf ein Vorne gelegt, vielmehr auf den Anhänger, der zitterte und legte ich einen Stein oder Sand auf die Fläche, so hüpfen diese fröhlich umher, stets durch die Bewegung versucht wieder zurückzufallen auf den schwarzen, schmalen Weg vor dem Haus. Die Wohnung lag in dem letzten Block, was das Gefühl von Ferne und zugleich Schutz mir gab- unendlich kam mir die Strecke vor, welche ich auf meinem Dreirad fahren musste, um wieder anzukommen.

Das Zimmer meiner Eltern besass eine Tür mit milchigem Glas, nicht viel stand in dem Raum, ein grosses Bett, so war auch die ganze Wohnung spartanisch, luftig, fast leer. Ich liebte es in der Küche kleine Würstchen aus Brotteig unter meinen Händen zu rollen, bis sie so dünn wurden, dass sie rissen und ich sie wieder zu einer Kugel zusammen kneten musste, wieder rollen und mit einem Messer in kleine Stücke schneiden. In meinem grossen Zimmer lag ein brauner, grober Teppich und durch das Fenster sah ich an eine Häuserwand mit viel Metall und Glas. Wie war ich gefesselt von diesem Anblick, als einmal die Feuerwehr an dieser Fassade sich mit einem Kran hochfahren liess- die Helme und die Westen, zu gross und schwer, einer Verkleidung gleichend, blinkend durch die leuchtenden weissen und gelben Streifen an den Anzügen.

Der Wohnblock gibt es heute noch und stehe ich vor ihm, so kommt er mir seltsam fremd vor. Ein Teil aus meinem Leben, den ich kaum noch mit Emotionen verbinden kann, vielmehr aus meinem Denken heraus erfassen kann- ein Abdruck weit in der Ferne erfahren, fast schon in die bedeutungslose Vergessenheit gefallen, gerade noch so präsent, dass ich ihn noch real wiedererkennen kann.

Danach zog ich unter alte Matratzen in einem Haus, dessen Wände mit glänzender, bunter Farbe bestrichen waren, in jedem Raum eine andere Farbe, sie gehörten zusammen und doch auch nicht. Wo der Ofen einst gestanden war, da klaffte ein rundes Loch in der Wand, welches, als wäre es ein gefräßiges Tier, mit Zeitung gestopft war, dahinter schliefen meine Eltern. Nachts vermochte ich ihre Stimmen nur dumpf zu hören und auch wenn ich mir alle Mühe gab, so konnte ich ihr Sprechen nicht in ein Klares bringen. Dann der Kindergarten, das knarrende, verwitterte Holz an den Wänden, eine lange Ablage unter dem Fenster und ein Junge, der sich dort unzählige Stunden verkroch, weil er gefangen war in seiner Scheu- verstehen mochte ich ihn nicht, doch ich wusste, dass er im Elsass lebte, er jeden Tag, weil ich einmal bei ihm auf Besuch war, mit seiner Mutter in einem weissen Wagen über lange, breite Strassen rollte und wie lustig war das Gefühl im Magen, wenn man, bei den vielen Hügeln, den höchsten Punkt erreichte. An der Spitze ein luftleerer Raum und wäre der weisse Wagen leichter gewesen, so wären wir geflogen.

Die Hausschuhe waren mir wichtig und ich denke, dass ich meine Mutter fast in den Wahnsinn brachte, bis wir sie gefunden und gekauft hatten. Mit einer Schnalle mussten sie sein, Tigermuster und einem roten Rand, in der Mitte eine kleine Kugel, die mir so sehr gefiel und ich mich stets fürchtete, dass sie abreißen würde. So gab ich mir Mühe bei dem Gehen, dass ich nirgends hängenblieb, auch wenn ich wusste, dass die kleine, rote Kugel irgendwann abfallen würde. Vor dem Kindergarten wartete ich bei der Kindergärtnerin, da meine Mutter früher zur Arbeit ging. In einem Raum, ein Fenster führte gegen die Strasse hin, die kaum sichtbar war, da dort sich ein verwilderter Garten befand, sass ich, nahe bei der Tür und blätterte in den vielen Bilderbüchern, welche sie besass. Es war nicht der Inhalt der Bücher, welcher mich faszinierte, sondern mehr, dass so viele in dem Zimmer waren, bis an die Decke hin, säuberlich auf Regalen aufgestellt. Dieses Viele und ihren bewusst zugeordneter Ort, liess in mir Staunen und Ehrfurcht aufsteigen und niemals hätte ich irgendein Buch, ohne zu fragen, genommen. Die Kindergärtnerin hatte einen Sohn, der oft im Bett lag und er wurde Schauspieler, was dies genau hiess verstand ich nicht, doch ich wusste, dass es etwas grosses und wichtiges war und als meine Mutter mir erzählte, erst Jahre später, dass die Kindergärtnerin ihr sagte, dass auch ich Schauspielerin werden würde, so erfüllte mich dies mit Freude und einer zarten Verbundenheit. Ich verstand zwar nicht was ich an Fähigkeiten besass, um diesen ominösen Beruf einer Schauspielerin zu erlernen, doch es tat gut, dass die Kindergärtnerin es meiner Mutter sagte- es erfüllte mich mit Stolz, erhob mich in Wichtigkeit, die wohligh mir Mut darreichte.

Der zweite Sohn lebte unter dem Dach in einer kleinen Kammer, trug eine Brille und dunkles Haar, er war da, doch wirkte auf mich langweilig, der Mann klein und mit einem grossen, ach so grossen Bauch.

Den ganzen Morgen sass sie in dem kleinen Holzhäuschen und schnitt die Äpfel, Bananen und Birnen, stapelte die Schalen und vermischte die Früchte mit Joghurt und den Rosinen, die ich, weil ich sie nicht mochte, feinsäuberlich aus dem `Birchermüesli` suchte und ich hoffte, dass sie es nicht sehen würde.

Wie anders war da die Schule, gross mit seltsamen Ecken und Kanten, der grosse Saal, darin der schwere und mächtige Theatervorhang, ohne tragende Mauern, schwebend in der Luft und zu meinem Erstaunen doch haltend. Der Boden glänzend wie eine Eisfläche, kein warmes Holz. Alles gewachsen in ein Grosses, viel zu gross für mich, denn beim Anblick, beim Betreten und Erkennen meiner Lehrerin schrumpfte ich in die Grösse einer Ameise zusammen. Die Geborgenheit, welche ich in dem kleinen, verlotterten, knarrenden Kindergartenhaus fand, sie war mit einem Schlag von mir gerissen und ich wusste, dass ich dieses Gefühl erst suchen musste in dem Schulhaus, es mir nicht mehr selbstverständlich gegeben wurde- gefunden habe ich es nicht mehr an diesem Ort.

Die Lehrerin lang, Strenge in sich tragend, ein Fluidum von Wissen ausstrahlend und doch verwechselte sie mich stets mit einem anderen Mädchen, rief mich beim falschen Namen, weil auch ich blonde Haare besass, unverständlich für mich, da sie doch die Trägerin von allem Wissen darstellte. Lange verzieh ich ihr diesen Irrtum nicht, denn er kam mir wie eine Strafe vor, für eine Tat, die ich nicht einmal kannte oder mehr noch- sie sah mich nicht, daher legte sie nicht den richtigen Namen auf meine Erscheinung, ich war nun mal keine Sarah, mein Name war in Klang und Färbung ein Anderer, nicht schöner, nicht spezieller, doch eben mir gegeben, mich aus-

drückend, so wie er mich prägte. Heute besucht mein Sohn die Schule mit der Sarah, die nicht ich war.

Die Lehrerin in ihrem Wissen und Können zu hinterfragen wäre mir niemals in den Sinn gekommen, es passte nicht zu meiner Persönlichkeit, die ich als Mädchen von sieben Jahren besass. Es wäre frech und unerzogen gewesen sie aus ihrem Allwissenden zu zerren, denn ich suchte die kindliche Anbetung, die Verehrung von ihr. Erst später begannen die Mitschüler nach Fehlern bei ihr zu jagen und wenn sie einen tat, so stürzten sie sich wie Wölfe auf sie. Es war vollkommen normal in dem Prozess der Loslösung, sie musste fallen, damit wir Kinder uns lösen konnten und von dem eigenen Wissen gebrauch machen. Beharrlich hielt sie an ihrer Position fest, was einen wichtigen Prozess verlangsamte und zu einem Kampf um das richtige Wissen zwischen ihr und den Kindern führte. Sie stand auf dem verlorenen Posten und der Lauf der Zeit liess sie notgedrungen stürzen, bei so manchem Kind schon in jungen Jahren, bei mir erst mit 25 Jahren, bei einem Kaffee, in einer schmalen Gasse- und wir fanden uns auf Augenhöhe, ich schälte mich aus dem Sein eines kleinen Mädchens heraus, wurde, in der Beziehung zu ihr, dies nur in ein paar Stunden, fliegend, nachdem ich meine Angst vor ihr überwunden hatte, erwachsen.

Wenn ich sie mir aus der Erinnerung male, ihr wirres Haar, die magere, jedoch kraftvolle Gestalt, ihr schmetternder Schritt, so fühle ich noch heute eine Mischung aus Verehrung und Scheue, gar Unstimmigkeit- dies wurde mir viel später bewusst, als ich erfuhr, dass sie halb Jüdin, halb Deutsche war, dass sie ein Geheimnis umgab. Sie war eine Mischung aus zwei Welten, die zu dieser Zeit sich gar nicht finden, gar lieben durften und doch, sie war der Beweis, dass es doch geschehen war, was mich tief berührte, erstaunte und erahnen liess, dass die Liebe stärker war, als all die Gesetze und Verbot. Diese Tatsache trug etwas Tröstliches in sich, stimmte mich ruhig und bestätigte mein Bild von der wahren Liebe, dass sie an Grösse besass, die alles überragte. Die verbotene Mischung aus Deutsch und Jüdisch liess mich nie mehr los, faszinierte mich, suchte mich immer wieder in anderen Gesichtern und Fragen, manchmal in der Ferne und dann wieder tief in mir. Lange glaubte ich das Trennende in diesem Thema vereinen zu müssen, woher dieses Bedürfnis in meiner Seele kam konnte ich niemals ergründen. War ich selbst jüdisch, war ich selbst deutsch? Hin und her schlugen mich diese Wogen. Das Deutsche reichte in mich hinein eine Grösse, die mich, sobald ich den Boden betrat und in dieser Sprache die Worte wählte erfasste, es war ein Stolz und wurde ich mir bewusst, dass ich in diesem Leben keine Deutsche war, so zuckte ich innerlich zurück, etwas beschämt, als schmückte ich mich mit fremden Federn, die doch in mir nicht fremd waren, nur viel älter als das Jetzt. Das Jüdische liess mich weinen, erbeben, angehaucht von tiefer Melancholie- Tränen, die in meine Augen stiegen, wenn ich dem Gesang in einer Synagoge nachlauschte. Ich wusste, das Jüdische mir nahe, dass ich niemals eine Jüdin war, jedoch eine starke Verbindung bestand. Das Fragen nach der einen und wahren Richtung fand ihre Beruhigung, als ich vermochte zu sagen, dass ich wohl beide Seiten als Empfindung in mir trug, sie getrennt und manchmal auch beisammen sein dürfen, ich mich als Sammelbecken für diese Bilder, Empfindungen und Gedanken begann zu verstehen, die auferlegte Trennung, die nicht wirklich die Meilige war, viel mehr anerzogen durch eine politische Gesinnung, Resten aus einer alten Epoche, sich in mir auflöste.

Die Pferde, ihr Geruch, das feuchte Fell brauchte ich, es gehörte dazu, wie auch die schnatternden Gänse und der Erdhaufen nicht weit von unserem Haus. Ländlich war es, eine Weite umgab uns, die Stadt mit den engen Gassen kannte ich nicht, die Eltern erzählten manchmal davon, so wusste ich, dass es eine solche Ansammlung von Häusern gab, doch wirklich kennen tat ich es nicht und versuchte diese Berichte auch nicht in mir festzumachen, sie gehörten nicht zu mir, brachten nichts in mir in Bewegung, sei es Abneigung oder den Wunsch sie zu besuchen. Die Sehnsucht kannte ich in den ersten Lebensjahren nicht, denn alles was ich begehrte war da, besass ich in mir und in dem Aussen, was noch keine Trennung kannte und somit auch kein Verlust, erst viel später erwachte in mir die Sehnsucht, viele Jahre später. Ganz und heil war ich als Kind, das Aussen brachte kein Widerstand meiner Person entgegen- ich war und so wie ich war, dies war vollkommen gut und die Welt war gut.

Meine Eltern erlebte ich als neutral, ich liebte sie nicht und hasste sie auch nicht, fürchtete mich nicht vor ihnen und manchmal, wenn sich die Augen meines Vaters vor Zorn verdunkelten, dann suchte ich das Weite. Meine Grossmutter hatte den Weg in mein Herzen gefunden. Wenn ich sie betrachtete, wenn ich ihren Duft roch, zart aus Flieder, dann weitete sich mein Innen, es war als würde ich erfasst von einem grossen Lachen, welches mir die Tränen in die Augen trieb, bis ich selbst zu Glück wurde und mich auflöste in abertausend helle Funken. Niemals hinterfragte ich diese Verbindung zu ihr, wohl weil ich erahnte, dies schon als Kind, dass ich nicht hinter dieses Geheimnis stossen mochte, es auch nicht wollte, unberührbar sollte es bleiben, wie mein Wissen über das Paradies hinter oder in dem Fluchtpunkt bei der Allee und dachte ich an dieses Reich, fühlte ich die Verbindung zu meiner Grossmutter, dann glichen diese Emotionen sich- gross waren sie, von mir als Menschen empfunden und doch viel bunter und mächtiger als alles was von einem Menschen herkommen mochte. Einfangen durfte ich es, in mir tragen, entstammend aus einer anderen Welt, von den Göttern herrührend und ich war dankbar, dass ich diese Gaben erhalten durfte, sie waren wertvoller als all die schimmerten Taler und Steine, welche die Erwachsenen gierig versuchten zusammen zu tragen. Wozu diese Mühe, wenn man doch all das Materielle wieder loslassen musste, doch das Gefühl, warm, lachend, tanzend für meine Grossmutter, es würde den Tod überstehen, es war zeitlos, weil es niemals in das Feststoffliche sich gekleidet hatte, frei, frei und doch gebunden in meinem Herzen und mich begleitend an all den Orten wo ich mich aufhielt, in all den Augenblicken wo ich in bitterer Angst, Einsamkeit und orientierungslos nach Antworten auf meine Fragen mich wand.

Das Schreiben und Lesen- so wie es die grossen Menschen taten, wollte ich es nicht erlernen, denn ich wusste wie es ging und diese Art entsprach vielmehr dem Gefühl, welches ich für die deutsche Sprach empfand. Voller wundervoller Bilder war diese, nicht nur nackte Buchstaben, welche sich geordnet, nicht mehr frei tanzend, langweilig aneinanderreiheten- eine Ohrfeige an das Wunderbare, welches mich ergriff und mich ungebremst durch die Welt und den zeitlosen Raum schweben liess. Nichts vermochte mich dazu zu bringen eine Loreley, ein Erenkönig durch ein kaltes ABC zu schwächen, erst, als die Buchstaben einen Klang, ein Lied erhielten, ihre starre und erfundene Form in den Schatten stellten, konnte ich sie in meine Nähe lassen und noch mehr genoss ich die Gemeinsamkeit beim Singen des Abc's und, als würde ich einen hohen Berggipfel erklommen haben, besiegt, so lachte ich freudig auf,

wenn ich bei dem Z angelangt war. Lesen war anders, als es die grossen Menschen sagten und stur auf diesem Wissen beharrten. Geduld brauchte meine Art, Stille, doch dies wurde belohnt, denn nahm ich mir die Zeit, so begannen die Sätze vor meinen Augen zu tanzen, formten sich in ein anderes Dasein und öffneten eine Tür für die abertausend Geschichten, welche aus meiner Schöpferkraft entsprangen. Da war es mir, als Dank und zu Ehren der Metamorphosen, die ich durch ihren Zauber miterleben durfte, eine Pflicht, den Buchstaben mit vielen Farben eine Zier zu geben. Ich ehrte nicht das Starre, denn dieses war es nicht, welches mir Freude und die Erlaubnis vermittelte zu schweben in den mir geliebten Bildern der Geschichten und wie sicher war ich mir, dass die Dichter, die gross, beeindruckend, auch wenn zeitlich weit weg von mir waren, sich nicht den kalten, starren Buchstaben verschrieben, sondern vielmehr dem, was dahinter sich verbarg, das, was wohl die grossen Menschen versuchten in Zaun zu halten mit diesem erfunden System- kläglich, denn die Räume dahinter konnte man niemals besiegen. Gross fühlte ich mich, als ich mühsam übte den auferlegten Gesetzen zu folgen, alleine mit der Lehrerin, sie mir versuchte das Lesen auf unterschiedlichen Arten nahe zu bringen und ich doch wusste, dass ich mehr besass als sie- ich vermochte durch die Buchstaben zu blicken, was sie verloren hatte. Mit aller Kraft sperrte ich mich gegen dieses Verlieren, auch wenn ich spürte, dass der Raum immer enger wurde und ich irgendwann durch diesen kleinen Durchgangen mich zwingen musste und ich schwor der Welt hinter den Buchstaben, dass, auch wenn ich sprang, ich sie niemals preisgab, dass ihr meine Liebe gehörte.

Liebe, sie war Liebe in ihrem Sein für mich, meine Grossmutter, nichts fordernd und gerade dadurch viel gebend und erhaltend. Ihre zarten, durchscheinenden Finger, wie sie gekonnte das Drücken der schwarz-weissen Tasten auf ihrem alten Klavier beherrschten, erinnerten mich an den Flügelschlag eines Falters. Manchmal trug sie einen zarten, goldenen, mit hellen Steinen besetzten Ring an dem kleinen Finger, er war ihr wichtig, denn dieser begleitete sie durch die Tage und die Nächte, dann wieder trug sie, einen, ihre feinen Finger fast zerdrückenden, grossen Ring, mit einem dunklen Stein, eingefasst in Gold- dann wenn sie Gäste zu einem Hauskonzert lud. Sie zwang mich und darin lag eine heilsame Stärke von ihr, niemals in eine Form, welche sie vorgab, dies mit der Absicht mich erst dann lieben zu können. Ich war was ich war und dies genügte, dies liess uns in einem friedlichen Zusammen die Zeit geniessen. Hell war sie, weiss, silbern, manchmal das tiefe Blau in sich tragend, aus einem wolkenlosen Sommerhimmel entspringend, bis in ihren Tod hinein. An diesem Bild veränderte sich kein Hauch, auch wenn vereinzelt Menschen versuchten durch ihre Berichte sie in ein Dunkles zu zerrren. Sie pflanzte in mich die Liebe zur klassischen Musik und noch heute, obwohl sie in der geistigen Welt weilt, fühle ich ihren Schutz, ihre Anwesenheit deutlich, wenn die Klänge eines Klaviers in einem Raum erwachen. Leiblich ihre Hülle verlassen, tanzt sie mit den Tönen, lacht in ihrem hellen Röckchen, den Schleifen im Haar, dreht sich durch den Salon und ist sich naiv, wie es eben nur ein Kind sein kann, sicher, dass sie ihren Traum von einer grossen Künstlerin leben wird- kein Zweifeln war in ihren Gedanken vorhanden und dies gab ihr die Kraft stundenlang zu tanzen.

Zurückhaltend war ihr Wesen in meiner Nähe, einen Hauch von Scheue in sich tragend und liess man das Betrachten nur im Raschen auf ihr ruhen, so hätte man sagen können, dass sie eine gewisse Kälte in sich trug, liess man sich jedoch mehr Zeit, so war es keine Kälte, mehr eine Weite, eine Reinheit, eine niemals alternde Frische. Sie war geboren und füllte niemals mit ihrer Seele vollkommen ihre Hülle

aus, Verbindungen in die geistige Welt blieben bestehen und selbst noch im hohen Alter, gewiss Falten tragend, wenn ich sie betrachtete, so mochte ich sagen, dass sie jung geblieben war. Teile in ihr wurden niemals von den dramatischen Geschichten der Welt berührt, verschonten sie von vieler bitteren Dunkelheit und Schwere. Ihre Leidenschaft war die Musik und die Blumen, von dieser Kraft, in eine seltsame Schwingung dadurch versetzt, wollte ich auch und lauschte ich den Klängen nach, so machte ich es mir zu einer Aufgabe sie mit dem Komponisten zu verbinden. Es erschien mir wichtig, um in den Kreis bestimmter grossen Menschen zu gehören, dass ich dies beherrschte und ich bemühte mich so, wie ein anderes Kind sich abmühte ein Meister in einer Sportart zu werden. Lange mochte es mir nicht gelingen und ich zweifelte an meiner Fähigkeit es jemals zu können diese Verknüpfung der Töne mit dem Komponisten, diese Zuordnung. Selten und es war wie ein kleiner Sieg, ein Erfolg, schaffte ich es als Kind und das Funkeln der Freude in den Augen meiner Grossmutter machte mich glücklich. Dreissig Jahre und mehr mussten verstreichen, bis ich mit Einfachheit die Ernte des Lernens an die Oberfläche zu tragen vermochte. Als hätte es in der Tiefe meiner Seele geschlummert und wurde durch einen Lichtstrahl gehoben. Heute da funkeln die Augen meiner Grossmutter nicht mehr freudvoll, denn sie kann mein Sprechen nicht mehr mit leiblichen Ohren aufnehmen, doch jetzt beginnen meine Augen erstaunt zu funkeln darüber, dass ich das ersehnte Wissen in mir trage. Heute, da brauche ich es nicht mehr, weil ich denke, dass ich dann in einen Kreis der grossen Menschen Einlass erhalte, nun ist es ein Zeichen meiner Verbundenheit zu meiner Grossmutter, die nur ich weiss und die Menschen, welche bewusst danach fragen, für die Anderen bleibt es im Unsichtbaren- ein Teil von ihr bleibt dadurch lebendig in mir.

Ihre Art sich die Welt zu gestalten, von der Liebe zu sprechen, sie zu suchen, sie jedoch auch zu verneine, wenn es nur eine Maske der Lüge war- ich erkannte mich darin bebend und weinend, mich angetrieben diese Meisterschaft ebenfalls, von ihr zu lernen, zu meinem Eigen zu machen. Auch wenn man mich in diesem Streben nach der wahren Liebe nicht immer verstehen mochte, mir nur ein abgebrühtes Lächeln schenkte, mich sogar mit Angst versuchte von diesem Weg abzubringen, mich von der Unmöglichkeit des Erlangens einer solch grossen Emotion zu überzeugen, ich konnte nicht anders, denn es war meine tiefste und wahre Sehnsucht. Das Aussehen prophezeite mir, dass ich durch mein Suchen und Wollen der grossen Liebe, alleine und einsam sterben würde- gewiss dies tat weh und löste Furcht in mir aus, doch ich konnte keinen anderen Weg einschlagen, mich in diesem Punkt an eine Lüge verkaufen- doch ich wusste, bebend, mit Tränen in den Augen, dass ich in der letzten Stunde hier auf Erden nicht verlassen sein würde, die Engel standen mir bei. Sie hatten mich auf dem Weg auf die Erde begleitet, durch all die Zeit hindurch, es ergab keinen Sinn, dass sie mich gerade in dem letzten Sekunden verlassen sollten. Die wahre Liebe konnte ich nicht aufgeben, mich in diesem Punkt verraten an Lebensmodelle, die nicht zu mir passten.

Zwei Wochen vor dem Sterben meiner Grossmutter kam sie in der Nacht zu mir. Ohne Bedrohung stand sie vor meinem Bett, drängte sich in mein Schlafen hinein und wurde sichtbar im Traum. Jung war sie, leicht, schwebend über dem Boden und sie trug ein Blumenkleid mit zartem Blau. Sie lächelte herrlich und heiter und sagte: „Nun gehe ich nach Hause.“ Ich wusste was sie damit meinte, fühlte auch, dass dies gut für sie war und sie an diesem Ort den lange ersehnten Frieden fand. Ich erwachte und mir war klar, obwohl

sie noch für eine kurze Zeit lebte, dass sie bald gehen würde und dies ihre Form von Abschied von mir darstellte.

*Die Färbung meiner Grossmutter und dies nicht nur im äusseren Erscheinungsbild, der Augenfarbe, dem hellen Haar, seinen Ausdruck findend, sie war mir nahe-
verwandt und ohne dies als besser oder schlechter zu werten, trennte mich, trotz der
Verbindungen, vieles von meiner Mutter. Sie war näher der Erden schwere, dem Erd-
reich, den runden, weniger luftigeren Formen und Strichen, zuhause, wo auch ihr
Vater, mein Grossvater zu finden war, den ich stets in einer gewissen Ferne als einen
Teil der Familie wahrnahm, nur manchmal und ich liess dieses Näherrücken zu,
dann, wenn ich mit ihm durch die Stadt fuhr, auf den glatten Ledersitzen in seinem
teuren, schiffartigen Wagen und aus den Lautsprechern klassische Musik dröhnte,
dann war er mir nahe, vielmehr, er schuf eine Stimmung, die Stimmung meiner
Grossmutter, die Nähe für mich in sich trug. Sein Wesen war mir zu viel, wenn er
kam füllte er den ganzen Raum aus, so dass man keinen Platz mehr hatte, die Zu-
rückhaltung meiner Grossmutter war nicht seine Art. Erst gab er Ruhe mit seinem
Auftritt, als er gesättigt war von den bewundernden Blicken und dem Applaus und er
wirklich sicher war, dass er gross und toll war, er hungerte nach Bestätigung.
Ebenfalls liebte meine Mutter die klassische Musik, doch für mich sehr oft mit einer
furchterregenden schwere der Trauer versetzt. Stundenlang mochte sie auf dem
Sofa im Wohnzimmer liegen, den Klängen nachlauschend und sagend, tief in mir
eingegraben: „Dieses Stück möchte ich bei meiner Beerdigung haben.“*

*Furcht erweckte das Gehörte in mir und ich erlernte das Flötenspiel, ich wollte ihr
das Lied geben in dem letzten Gang oder noch mehr, ich wollte es ihr spielen und ihr
zeigen, dass sie diese Musik auch lebendig hören konnte, nicht dafür sterben muss-
te. Ich mühte mich ab, mit der leisen Hoffnung, dass, hätte ich es gekonnt, sich eine
stärkere Bindung zwischen mir und ihr ergeben würde, dass ich sie mit meinem Flö-
tenspiel aus der Todessehnsucht reissen würde- das Lied beherrschte ich niemals
und irgendwann liess ich davon ab es mühevoll zu meinem Eigen zu machen. Ich
besass nicht die Fähigkeit ihr diesen Wunsch zu erfüllen und schleichend wich meine
Enttäuschung über mein Nicht-können einer Erleichterung und das klare Wissen,
dass es nicht meine Aufgabe war ihr da eine Antwort zu geben, sie aus der Trauer zu
befreien, vielmehr war es meine Pflicht mich aus der ererbten und auf mich genom-
menen, um zu retten, Schwere zu befreien, umzulernen, dass es nicht unabwendbar
sein musste, dass das Leben zwangsläufig dunkel ist und erst die gänzliche Leichtig-
keit des Glücks nach dem Sterben, im Paradies mir beschieden ist. Zu lernen hatte
ich, herauszufinden, als würde ich wie ein Spürhund meine Seele durchforsten, wel-
che Trauer die Meinige darstellte, entstanden durch die Erfahrungen aus meinem
Leben und wo ich stellvertretend für einen Menschen übernehmend trug und ich leis-
te noch heute diese Knochenarbeit.*

*Ich gab es auf hinter die Stimmung zu kommen, welche meine Mutter beschlich,
wenn sie Verdi hörte. Etwas Ungelebtes schlummerte darin, der Schmerz über eine
alte Liebe, tief in ihr vergraben und blickte ich in diesen Gesichtsausdruck, mein Va-
ter neben ihr stehend, als würde er davon nichts wissen, so ahnte ich, dass er nur
noch ein paar Jahre unter diesem Schutz des Nicht-erkennens stand- ich fürchtete
mich vor seinem Erwachen, wollte ihn vor diesem Schmerz beschützen, obwohl ich
ohnmächtig verstand, dass ich es niemals tun konnte und, dass es die Verletzung
meiner Mutter war, ausgelöst durch die zerbrochene Liebe zu einem anderen Mann,
nichts mit meinem Vater zu tun hatte- Irrsinn, unfair war es in meinen Augen, dass er
irgendwann in ein Leiden fallen würde, ohne, dass er die Ursache dafür war und es*

dadurch niemals hätte ändern können- ich musste lernen mich nicht mehr in der Pflicht zu sehen, ihnen den Schmerz zu nehmen.

Ich erlernte das Schreiben und Rechnen, hoch hinaus wollte ich nie, denn das reine Denken vermochte mich nicht zu fesseln, vielmehr genoss ich meine Verbundenheit mit der Natur, dem Himmel, den Tieren und den zarten, feinstofflichen Wesen, welche mich niemals vollkommen entliessen, mich stets begleiteten und mir eine Familie darstellten. Mit den Menschen vermochte ich nicht viel anzufangen, obwohl ich selber einer war. Manchmal, wenn ich zu lange alleine gewesen war, dann suchte ich sie auf, wechselte ein Wort und schämte mich über meine Unfähigkeit wirklich noch Sätze bilden zu können, noch wahrhaftig in Kontakt mit dem Du zu kommen. Vielleicht war auch erst der Wunsch nach dem Kontakt mit den Menschen gewesen, immer wieder die Versuche diesen zu finden und dann mehr und mehr das Aufgeben, das Anwachsen der Überzeugung, dass ich nicht die Fähigkeit besass in nährenden Beziehungen zu stehen, dies von beiden Seiten her, dass ich nicht genug besass um wirklich einen Menschen an mich zu binden und dann fanden mich die feinstofflichen Wesen, sie nahmen sich meiner an und liessen mich die Einsamkeit nicht unendlich spüren. Die Botschaften der Menschen verwirrten mich mehr, als sie Klarheit und Verlässlichkeit mir brachten- wie einfach und nachvollziehbar da der Dialog mit den feinstofflichen Wesen war, ohne Irren, ohne Versprechen die nicht eingehalten wurden, ohne ein Gutes, welches sich rasch in ein Ungutes verwandeln mochte. Viele Stunden und Jahre verbrachte ich weinend und eingehüllt in eine unendliche Kälte in meinem Leben und wenn ich ganz ehrlich bin, so riss auch dieses Empfinden nie wirklich gänzlich ab. Es gab Momente auf meinem Lebensweg, welche kurze Verbindungen, welche mich nährten und wärmten. Sie waren wie eine Verheissung auf ein gutes Sein, ein Vollereres und Heileres, ein Gemeinsames, welches so vieles einfacher gemacht hätte. In solchen Funken-zuständen war ich versucht zu glauben, dass es wirklich auch für mich eine solche Möglichkeit von Leben geben würde, dass meine Sehnsucht Stillung finden würde, ich für immer nicht mehr alleine sein müsste. Das Gefühl der Liebe bedeutete für mich Beständigkeit, auch feststofflich, doch das Leben belehrte mich und ich musste durch einen langen und schmerzvollen Prozess erfahren, wenn man dies je verstand, dass die Liebe kein Garant für eine feststoffliche Präsenz darstellt. Zart blieb die Verbindung, flattrig, nicht für die Haut und die Lippen bestimmt, nicht für das Tragen durch den Alltag und doch, mitten in den dunklen Stunden in meiner Seele, so halfen mir die zarten Bande der Liebe, erschienen die Wesen und Menschen, die ich im Herzen trug, hauchten mir Trost und Mut ein. Nur sehnte ich mich nach einer Frau, welche mich liebend begleiten würde, die ich ebenfalls begleiten durfte, immer wieder sich suchend, gewillt dies zu tun, weil man füreinander bestimmt war, weil man nicht anders vermochte es zu tun, bis man in den letzten Atemzug, in das letzte Herzschiessen sank und die Seele die Welt entliess. Wundervoll musste das Gefühl sein, die warme Liebe in den Augen seiner Frau zu sehen, dies auch wenn man alt war, müde von all den Jahren, den erlebten Bildern, stärkend musste es sein, zu fühlen, dass man an keiner Schönheit eingebüsst hatte, man vielmehr noch gewonnen hatte in den Augen der Geliebten. Eine laute, brüllende und schmerzvolle Sehnsucht in mir, die immer wieder aufstieg, mich schwer und kraftlos formte, mich weinen liess, suchen und aufgeben, hoffen und doch nicht mehr daran glaubend. Wahrhaftig daran zu glauben, dass ich ein solches Glück niemals erfahren würde, ich konnte es mir nicht gestatten, vielleicht weil ich ahnte, dass ich für diese kalte Tatsache zu weich war, es mich innerlich getötet hätte-

und es gab die kleine Chance, dass mich ein Du finden würde, irgendwann, hinter irgendeinem Baum, an einem Fluss, auf einem Feld, auf meinem Spaziergang durch die Allee, hinein in dem letzten Punkt, wo das Paradies beheimatet war oder auch erst in dem Dahinter.

So manche Lippe küsste ich, glaubte zu lieben, doch der Glaube war grösser als die Liebe und sie dadurch nicht geschaffen, um für eine lange Zeit zu bleiben. Flüchtig, wie die Zeit, spielten die Verbindungen in mein Leben hinein. Geliebt wurde ich für Teile meiner Person, gar Verzaubern war das Meinige, denn irgendwann verstand ich sehr gut, was das Du sehen und hören wollte, was für ein Theater, manchmal mit Wahrheit durchzogen, manchmal ein Lügengebilde, welches sein musste, dass ich ein Stückchen Zuneigung und flüchtige Wärme erhielt. Der Glaube war manchmal mächtiger, als das was wirklich in meinem Herzen webte, bannte mich an Situationen, die längst verloren waren, liessen mich sehen, was nicht war und auch niemals sein würde. Gefangen in den Fäden, die zogen, rissen, die jedoch auch antrieben, die ich manchmal verstand, dann aber auch wieder niemals in ein klares Erkennen mir nahe holen konnte, wurde ich geformt zu dem was ich werden musste, um wirklich zu lieben und geliebt zu werden, dies für eine lange Zeit, gepaart mit dem Eheversprechen. In meinem tiefsten Seelengrund, für mich manchmal kaum noch fühlend, lebte die alte Sage weiter, diese von meiner Grossmutter als einzige und auch meinige Wahrheit verinnerlicht, von der grossen Liebe-und bitter, den Boden oftmals nicht mehr unter den Füßen spürend, im ohnmächtigen Raum, nach Sauerstoff japsend, mein Herzschlag nahe an einem Aus, so rasch und mühsam sich bewegend, waren die einsamen Jahre, das Alleine-gehen, das Mich-verstricken in Aufgaben, die mein Können und meine Kraft überstiegen und oftmals an der Grenze gehend, schon längst darüber geschritten, doch ich tat, weil ein Aufgeben nicht war und weil ich, obwohl hadernd mit meinem Leben und der darin liegenden Überforderung, fühlte, dass ich mir gerade dies, irgendwann erwählte, es in meinem Lebensbuch stand, geschrieben von mir und dem Beirat der Götter- und lag ich matt, mit den Kräften mich am Ende denkend, weinend in den Kissen, so griff ich nach hellen Funken, die in den Gedanken und der Gewissheit waren, dass ich und auch sie, irgendwo in dem hohen Himmelszelt sich aufhaltend und mich liebevoll begleitend, mir die Stärke zugestanden, um einen guten Weg aus dem Irren, der Verzweiflung zu schälen. Die Götter und so auch ich, wenn ich all die Scheuklappen, selbst und fremd gezimmerte, abstreifen konnte, wenn ich durch dieses innere Geäst, den Schlamm mich durchringen konnte, die Kraft, den Mut dazu besass, glaubten an mich, doch niemals in einer selbstverständlichen, lapidaren, als Masken auferlegte Überheblichkeit, vielmehr in einer ehrlichen Überzeugung, scheu manchmal sich in das für mich Erkennen-können schiebend.

Schritte weiter, belangloses, sinnloses Treiben, welches doch getan werden musste, die Pflichten, welche mich ergriffen mit dem Heranwachsen und langsam frassen sie mich auf, verschlangen Stück um Stück, bis ich, vollkommen neben mir stehend, dies in späten Tagesstunden, schweigend unter der Decke mich vergrub, müde meine Glieder von der Feldarbeit, meine Haut verbrannt von der Sonne, der Schmerz mich in ein Beben sinken liess und ich tiefe Trauer empfand um mein eigenes Ungelebtes, einem Sterben gleichend, von etwas, welches niemals wirklich lebte. Entsprach es meiner Bestimmung mich selber zu opfern für all die Aufgaben und Wünsche der Anderen und würde sich ein solches Geben irgendwann lohnen? Diese Frage hätte ich mit Sicherheit mit einem Ja, zu Gunsten der Anderen beantwortet, fühlte ich nicht in

mir, noch nicht die Grösse und die Kraft in sich tragend, um mir einen Durchbruch zu geben, ein leiser Zweifel an dieser einen Seite von Wahrheit. Hatte nicht auch ich das Recht meine Bedürfnisse zu leben, das Glück zu suchen, mich von ihm finden zu lassen? Sobald ich das scheue Ja in meinem Geist erkannte, sank es auch wieder in das Bodenlose, denn ich glaubte, durch die Jahre belehrt, dass ich niemals den langen Atem und die Kraft besässe, um wirklich mich zu retten. Manchmal stieg Wut in mir auf, wenn all die Pflichten an mich herangetragen wurden, die Erwartungen an mich pochten und ich eigentlich schon müde und ausgesaugt mich fühlte- nur einen kleinen Krümel für mich wollte ich bescheiden beanspruchte. Brüllen, Schlagen, es zum Schweigen bringen wollte ich die Verpflichtungen in solchen Stunden, mich von allem herausreissen.

Die Pflichten besaßen zwei Gesichter, so schenken sie mir meine Heimat, mein Haus, meine Nahrung- ein Kreis, der vernichtend und aufbauend zugleich sich mir zeigte und entrinnen konnte ich ihm nicht so lange ich lebte- daher die Todessehnsucht, die mich zumal ergriff, als Lösung für mein Ringen, als Verheissung auf ein gutes, heiles, genährtes Sein, wo ich keinen Seelen und Herzhunger mehr erleiden musste, ich verbunden mich fühlen durfte mit allem was mich umgab, es mir einfach gegeben wurde, dies nicht in einer grenzenlosen Gier, stets gehalten von Bescheidenheit und dem Kleinen- ich fürchtete mich viel zu sehr vor der eigenen Gier, dass ich sie hätte an mich heranlassen können.

Meine Sehnsüchte, mein Lebensentwurf, die langsam, aus dem Schlummer und des Schutzes der Kindheit entstiegen- ich freute mich an den ausgemalten Träumen, die mir Kraft gaben und Antrieb, die jedoch auch gewaltvollen Widerstand erweckten, welche wie Mauern um mich aufbauten, mich oftmals in einem Nichtverstehen gefangen hielten, denn wie mochte diese Schönheit, Wärme und Kraft, welche nur das Gute suchte, schlecht, böse, krank, gar eine verbotene Frucht darstellen- auserwählt, um vernichtet, therapiert zu werden. Beschützen musste ich meine Bilder, die in die Zukunft reichten. Mit verwirrender Wirkung gruben sich die Widerstände in mich und liessen mich erahnen, dass ich mir lieb-gewordene Strukturen irgendwann verlassen musste, ich mich langsam zu einer Entscheidung hin bewegte, die ich gezwungenermassen treffen musste, um zu überleben. Stärke musste ich für dieses klare, unerschütterliche Mich- hinstellen erlangen, erst die fremden Bilder, die ich als ganz natürlich, gegeben in meiner Kindheit aufnahm, die Orientierung, Schutz darstellten und auch Bekanntes, Geliebtes waren, denn die Welt in die ich geboren wurde, sie war nicht gänzlich schlecht und mir fremd, ablegen. Die Widerstände von Aussen, die mir entgegengestellt wurden, sie erweckten in mir, wie ein Silberstreifen am Horizont, die Klarheit, das Erahnen irgendwann Abschied nehmen zu müssen, angetrieben durch ein Verstehen, die Ohnmacht, ein Nicht- mehr- ergründen- mögen und mich, mein Leben und die geliebten Menschen darin, schützen zu müssen. Ein langer Weg, wie ich damals in der Jugend schon spürte und flehentlich nach Kraft, Durchhaltewillen und einem klaren Verstand mit Herz bat. Es war mir fremd das Trennende zu suchen, es als Überlebensgarant für mein Wohl zu wählen, den das Verbindende lag mir näher, doch folgte ich diesem Empfinden, so fühlte ich irgendwann, dass ich drohte zu verschwinden, mich langsam aufzulösen, um nur noch in einer Struktur, in fremden Erwartungsbildern, Lebensentwürfen mich zu bewegen- und war ich nicht willig dem Diktat zu folgen, welches mir Geld, einen angesehenen Rang in der Gesellschaft verspricht, ein Dasein umhüllt von teurem Stoff, gar einem schönen Auto, ein angenehmes, einfaches Leben, so wurde mir diese Verheissungen langsam entzogen und ich fiel aus dem Rang der aufgeblasenen Hohen. Bewusst suchte ich das andere

Sein, hüllte mich in einfache Kleidung, bewohnte alte, verlotterte Zimmer, die man mit Holz heizen musste, kaufte mir kein Wagen, genoss den Urlaub in keinem Palace irgendwo in einem Kurort in den hohen Schweizerbergen- ich verlor, bis ich, obwohl ich noch Eltern besass, zeitweise als Waisenkind da stand, diese Schärfe nicht verstehen mochte. Es rief mich auf die Suche nach anderen Welten, in denen man mich schätzen und lieben konnte für das was ich wirklich war, wo ich in die Sichtbarkeit kam und diese sollte den Reichtum aus dem jetzigen Leben, dem alten und an einem vielen Mehr in das fremde Erkennen tragen.

Mit ihnen tat ich mit, weil es alle taten, ob ich Freud oder Leid dabei empfand vermochte ich nicht genau zu sagen- ich tat und es war die Epoche der Taten. Hinterfragen, dazu kam ich nicht, es war mehr ein Spiel, obwohl ich es manchmal als sehr albern empfand, doch ich tat es, weil eben es Alle gleich taten und dieses Alle hatte eine Kraft, die mich mitriss, wie eine gewaltige Welle und ich schwamm mit, um nicht zu ertrinken, um nicht alleine zu sein, nicht noch mehr, weil ich nicht den Mut besass dem Geschehen ein Nein entgegen zu stellen. Gross war ich, wenn ich in dem braunen Stoff, dem steifen Leder an meinen Lenden und den hohen Socken das Feuer sah, welches in Schalen brannte, rechts und links von mir, als würden mich die Flammen empfangen für eine wichtige Aufgabe. Die Trommelschläge, regelmässig und dunkel, sie liessen meine Magengegend erbeben, durch sie fand ich in meine Mitte, führte ich meine Schritte mit Kraft und Sicherheit über den staubigen Boden. Die Trompetentöne erinnerten mich an die Römer, wenn sie von einer Schlacht siegreich in ihre Heimat kamen und das Volk ihnen Beifall schenkte. Blieb ich einen Augenblick stehen, unbemerkt, denn die anderen Männer durften mein Tun nicht erkennen, tauchte ich in die innere Stille, so huschte ein knabenhaftes Lächeln über mein Gesicht, verborgen musste ich es halten, nur für mich, denn eine ernste Miene gehörte zu diesem Aufzug, so verloren die Trompetentöne ihre siegreiche Grösse und ich hörte in ihnen das Rufen der Elefanten in Afrika. Wie sie ihre Rüssel in den Himmel reckten, das kühle Wasser ausbliesen und ich tauchte mit ihnen gedanklich ein in den See, um mich zu erfrischen, um meinen Durst in der Wüste zu stillen. Ihre Haut, mit den rauen Haaren, sie kitzelte mich und mein Lächeln wuchs gefährlich an- doch in diesem Augenblick tat ich wieder meine Schritte, mechanisch, wie es Soldaten mussten, verliess den See in Afrika, verliess die Elefanten, welche mir noch, immer mehr in die Ferne gleitend, nachriefen.

„ Alles nur ein Spiel“, huschte es mir erneut durch den Kopf, eine gigantische Szene, eine grosse Bühne und ich dabei, nicht wirklich eine Hauptfigur, doch ein Teil von dem Plan, verwoben, schweigend dabei, wie eine Marionette und diese Art von Sein, nicht die narzisstische Selbstverwirklichung im Fokus, liess mich in einer gewissen Sicherheit stehe, wiegte mich, die Masse gab mir Geborgenheit und ich sprang hinein in diese Geschichte. Ein Spiel das Erlernen des Kämpfens, wie an Jahrmärkten, niemals bestimmt um zu töten, ein Spiel das Singen der Lieder- ein Spiel... da mischte sich eine Spur Dunkelheit hinein, kleine Tropfen, die ich rasch versuchte von mir zu weisen, sie jedoch erschrocken und mit einem Nicht-verstehen wahrnahm- für Fragen gab es kein Du, dies war, obwohl man es niemals deutlich aussprach, gefährlich, ich wusste es einfach. Dunkel und hasserfüllt waren die Reden des Führers, doch bekamen sie wieder einen Ausgleich durch seinen Eifer, seine Besessenheit, so etwas konnte nicht schlecht sein, wenn man seiner Leidenschaft folgte. Würde der Preis, den ich noch nicht einmal kannte, nicht zu hoch sein? Damals vermochte ich die Antwort nicht zu geben, denn hätte ich sie gefunden, wäre mein Weg ein Andere gewesen und wer konnte zu diesem Zeitpunkt schon ahnen, was die Jahre an ab-

gründigen Bildern und diabolischen Gestalten beschwören würden und das Vertrauen in das Gute und Gerechte im Menschen für immer erschüttern, wenn es nicht sogar total zerschlagen wurde. Schön war das Arische, die Kultur, gewiss -und ich erkannte mich, als wäre es mein Spiegelbild, darin, dafür wollte ich einstehen, es tragen und ehren, es schützen und nähren- doch bis zu welcher Grenze? Der Raum für meine Kultur hatte stets gereicht und nun schien er bedroht zu sein, wie es die schlauen Herren aus der Regierung uns erzählten, eine Überprüfen gab es für uns nicht, wir waren verdammt zu glauben und ich begann selbst darauf zu vertrauen, dass es wirklich so war. Etwas Böses, wie ein schlauer Fuchs, der um das Haus lief, um die Hühner zu holen, schlich gekonnt um unsere Kultur, um das reine Arische, mN musste es vertreiben- doch habe ich die reissenden Zähne des Fuchses niemals gesehen, nicht zu Beginn der Geschichte, nicht in der Mitte und auch nicht am Ende. Vielmehr weinte der Fuchs, schrie, schwieg, versuchte zu überleben, versuchte weiter zu atmen, auch wenn er längst keine Luft mehr bekam, die wir ihm nahmen, schleichend, immer ein Stück mehr und dies vollkommen legal, im Namen einer guten, genialen Sache. Zu Beginn stellte sich mir die Frage und empfand ich ein schlechtes Gewissen darüber, ob ich wirklich töten sollte als Soldat? Nicht mehr ein Spiel unter Knaben, sondern bitterer Ernst, doch hätte ich diesem Raum in mir gegeben wäre ich selber in die Kugel gerannt und für ein solches Selbstopfer war ich zu feige, liebte ich das Leben zu sehr und faszinierte mich auch die Idee, dass das Arische die Lösung sei, die Befreiung von all der Dunkelheit, auch von meinen eigenen düsteren Seiten. Wie einfach doch diese Lösung erschien, man riss, so auch ich, all das Trübe aus sich, legte es auf einen anderen Menschen und schon konnte man es verscheuchen, an einen verschlossenen Ort, wo es kein Entkommen mehr gab und dies weil man um das Licht kämpfte, dies konnte doch keine Sünde sein... das Dunkle in dem anderen Menschen töten, vernichten, damit es gänzlich von der Erde verschwinde? Diesen teuflischen Gedankengang wagte ich nicht anzutasten, es widerstrebte mir und ich glaubte auch nicht daran, dass die arischen Lichtkämpfer dazu im Stande waren- es sprach kein Mensch offen davon- doch war es nicht eine logische Folge von diesem teuflischen Plan- die totale Vernichtung der auserwählten, erdachten Träger aller Finsternis? Gewiss, ich hatte niemals einen Dokortitel errungen und doch und gut möglich, dass dies in meiner Wesensart lag, die Dinge musste in einer Gründlichkeit und Logik zu Ende gedacht werden. Das Einschliessen der sogenannten Träger der Dunkelheit war für mich ein Halten auf halbem Weg, ein Risiko für alle Zeiten, denn was würde geschehen, wenn die Mauern nicht hielten, was, wenn sie flüchten konnten und was, wenn man nicht alle Träger der sogenannten Dunkelheit aufspürte, sie frei umherliefen und gar unerkant die Finsternis uns wieder zurückbrachten? Ein solch halbes Planen passte nicht zu der Leidenschaft und der wutentbrannten Kraft, die sich in den Worten des Führers zeigte und über so manche Lippen anderer Menschen kamen. Ein solches Sprechen verlangte nach dem Absoluten, das Halbe wäre einem Versagen gleich gekommen und das fast schon ins Göttliche emporgehobene arische Volk war fehlerfrei, denn der Mangel stammte aus dem Reich der Dunkelheit und diese plante man zu vernichten. Deutlich formten die Reden jedoch nicht die letzten Szenen, möglich, dass da die Worte fehlten, möglich auch, dass man bewusst vor der grossen Masse das Schweigen darüber als schlaue List wählte, denn die Seelen und Geister durften nicht erschrecken, ansonsten wären sie nicht bereit gewesen an den Sinn des Krieges zu glauben, wären wohl in den Widerstand gegangen und eine solche Untergrabung der innerlichen Volkskraft durfte niemals provoziert werden. Jeder Mann und jede Frau, später auch Kind, musste ohne Zweifel an die Richtigkeit der bevorstehenden Handlungen glauben, denn nur

so besass man die geschlossene Gewalt um das mächtig, bedrohliche Böse für immer zu beseitigen und dadurch für alle Zeiten ein grosses, lichtdurchflutetes Reich zu erschaffen. Wie würden die Götter jubeln, die Lorbeerkränze verteilen, wenn das reine, arische Volk, als ihre erwählte Handlanger, diese Dunkelheit zu vertreiben mochten? Gross, gewaltig, alles überschreitend, was wir Menschen an Sinneseindrücke jemals genossen und doch, war das Dunkle und Böse nicht auch eine Schöpfung, um uns ein Lernfeld zu bieten und gab es nicht auch einen anderen Weg, um über die Nacht Herr zu werden, sie sogar anzunehmen, sie mit dem Tag zu versöhnen, in Frieden und nicht der vernichtenden Endlösung?

Das Feuer, die Trommeln, die Trompeten, alles nur kleine Vorboten dieses Siegesinzuges, ein fahles Vorspiel, nicht einmal im Ansatz vergleichbar mit dem grossen Fest, welches nur noch Feuer, Trommeln, Trompeten und Beifall sein würde- gross, grösser, am grössten- Helden. Bei diesem Bild, mich hoch zu Pferde sehend, die applaudierenden Menschen als Saum, bunte Bänder, Rosenblätter in der Luft, Jubel, stockte mir der Atem, grossartig war diese Vorstellung, als Mann schon fast neben Gott sitzend- doch verfinsterte sich das Glorreiche in meinen Träumen und ich sah mich, mich windend wie ein Wurm liegen, langsam im Begriff zerfressen zu werden von Schuldgefühlen, da ich getötet hatte, nicht nur einmal, mehrfach, die Opfer irgendwann nicht mehr zählend und dieses Nicht-mehr- Zählen, als Versucht zu Vergessen begonnen oder, weil eben die Übersicht und die Zeit in dem raschen Töten, nicht mehr gegeben war, machte die Gewissheit, dass man ein Mörder war, nicht weg, da gab es kein Schmälern, kein Entkommen. Niemals war ich ein fanatischer Kirchgänger gewesen, doch Gott war da, sei es in einer Kerzenflamme mitten in der Nacht, sei es in der Einsamkeit, sei es im Stall bei den Tieren und dieser Gott, den ich niemals sah, doch seine Anwesenheit spürte, er hiess es nicht gut, dass man tötete, mochte auch die Absicht, eben der Kampf um das Licht, wie es die politische Macht in dieser Zeit erzählte und darin die Legitimation für all ihr Tun holte- mein Gott billigte es nicht, dass wir zu Tötungsmaschinen mutierten, dies stand unbeirrbar in meiner Seele und meinen Gedanken, als Richtschnur, die ich, sich zunehmend dichter spinnend in mir erwachen fühlte- auch wenn ich noch nicht genau wusste, wie ich sie klar zu fassen mochte.

Gut möglich das der Führer und die anderen Herren in den schönen und faltenfreien Uniformen näher am Göttlichen standen, sie gar okkulte Konferenzen abhielten und die Weisungen von Oben erhielten. Klein war ich im Gegenzug zu ihnen, denn schliesslich war mein Hirn nicht einmal im Stande gewesen schwere mathematische Aufgaben zu lösen, da schweifte ich ab, schaute aus dem Fenster, freute mich auf die Tiere im Stall oder das goldene Korn auf den Feldern, denn davon verstand ich mehr, als von den verworrenen und weit verstrickten Plänen und Ideen der Führung. Bescheiden wollte ich bleiben, nicht nach diesem Können und Wissen trachten, weil es zwecklos war, ich niemals für die grossen und weiten Belange und Denkgänge erkoren war- ein einfacher junger Mann irgendwo auf dem Lande, der glaubte, dass in den Trompeten die Elefanten sich zu erkennen gaben und im Fluchtpunkt bei der Allee das Paradies verborgen lag- so eine Person konnte man nicht ernst nehmen und hätte man es denn noch getan, die Welt wäre aus den Fugen geraten, jedoch in eine andere Richtung, wie sie es in dieser Epoche geplant war zu tun, gehalten von einigen Männern, die sich mehr Macht erträumten, gross wie Gott, vielleicht noch grösser.

Meine Lippen blieben verschlossen, keine Worte fand ich, jedoch auch keine richtige Handlung, wie ein sturer Esel stand ich still, lieber nichts tun, als irgendetwas, doch töten wollte ich niemals, denn dieses Recht besass ich wahrlich nicht. Schon beim Schlachten der Tiere auf dem Hof brauchte ich alle Kraft um meinen Widerwillen zu überwinden und ich gestehe, dass ich stets erleichtert war, wenn es mein Vater übernahm. Doch dort konnte ich mich noch in die Ausrede flüchten, dass wir schlachten mussten, um das Fleisch zu erhalten oder wenn ein Tier todkrank dahingevegetierte. Ganz rettete mich jedoch auch nicht dieses Argument, denn es gab die Wahl kein Fleisch mehr zu essen, es gab die Entscheidung ein Tier bis in die letzte Stunde tapfer zu begleiten, denn auch ich wollte alt und zerbrechlich nicht einfach einen Schuss in den Kopf erhalten, wo war da der Unterschied von mir zu einem Tier? Es waren eben Tiere, hörte ich es in meinem Kopf sprechen und ich wusste, dass dies nicht wirklich meine Gedanken waren, vielmehr auferlegte von irgendeinem Menschen, der mir diese Meinung immer wieder zusprach, bis sie tief in mir angekommen waren und ich manchmal nicht einmal mehr vermochte sie von meinen eigenen Einstellungen zu trennen, so wie es in vielen Dingen das selbe Spiel war, feste verwoben, aufgesogen als kleiner Junge, dieses jedoch bestimmt, um mich, durch mein Zutun, in einem Irgendwann zu entlassen. Ja, es waren Tiere und wer gab mir die Gewissheit, dass sie nicht auch das Recht auf Würde und einen respektvollen Umgang verdienten, wer gab mir die Erhabenheit mich über sie zu stellen und über ihr Leben, über ihren Daseinszweck zu entscheiden? Eigentlich Niemand und doch Jemand- wir Menschen. Niemals hatte ich erfahren, dass mir ein Tier nach dem Leben trachtete, sie dienten mir, schenkten mir Liebe und Trost, Gaben ohne wirklich zu verlangen, waren und lebten in ihrer bescheidenen Art, die wahrlich viel grandioser als das unsrige Dasein wirkte. Über kein anderes Lebewesen, sei es Tier oder Mensch wollte ich mich stellen und doch tat ich es immer wieder, lief ich in dieses Treiben, weil ich es genoss dadurch an Grösse zu gewinnen in meiner kümmerlichen Kleinartigkeit, mich zu erheben aus der unscheinbaren Nichtigkeit, indem ich dem Glauben schenkte, dass ich die eingebildete Erleuchtung besass das Dunkle in einem Du zu erkennen, es zu vertreiben, zu verbannen, dicke Mauern um es zu errichten, damit ich dadurch zu einem besseren Menschen erwuchs. Möglich, dass dieser Kampf um das Licht der wahre und richtige Weg war, gut möglich, wenn man dahinein vertraute, dass der Führer und all die anderen Politiker einen direkten Draht zu den Göttern besaßen und doch wünschte ich mir manchmal, nur für eine kurze Zeitspanne, einmal mit den Göttern in den Dialog treten zu dürfen, sie danach zu fragen wie denn der richtige Weg wahrhaftig aussehen möge. Dummer Zweifler, du würdest diese Sprache nicht verstehen, denn du warst nur ein kleiner, junger Mann-frech, gar idiotisch war es die Worte des Führers anzuzweifeln, die Autorität, huschte es in solchen Augenblicken durch mich und ich drückte mein Kopf beschämt und errötet in das Kissen.- Und gewiss, ohne mir dessen so bewusst zu sein, auch mich ergriff schleichend die Überzeugung, welche uns bei all den Reden eindringlich eingebläut wurde, dass ich einer guten Sache Diener bin- ein schleichendes Gift, wie ich mir erst später eingestehen konnte, zu spät und mehr einem schamerfüllten Versuch gleichend, sich aus einer Schuld zu winden, bei der, war man einmal infiziert, es jedoch kein Entkommen mehr gab.

Dumm, ein Gefühl der Beschämung überkam mich, liess mein Gesicht erglühen, als hätte ich mich gegen einen Lehrer aufgelehnt, sein Wissen angezweifelt. Niemals hatte ich laut ein Solches getan, meine Erziehung untersagte mir es und der Zweifel an meinem Bauchgefühl, denn vielleicht hatte, und dies mit Sicherheit, der Herr Lehrer recht. Länger war er auf der Erde, hatte mehr Bücher gelesen, studiert und es

war einfach nur frech und unverschämt von mir gewesen das Wort gegen einen solchen Menschen zu richten. Einige von meinen Schulfreunden versuchten sich im Widerstand, doch ein solches Verhalten führte immer zu dem selben Ziel, in die selbe Ecke, wo sie dann stundenlang, als Strafe stehen mussten, manchmal kam auch der Stock, manchmal mussten sie auf einem Holzstück knien, bis sie Blut und Wasser schwitzten und manchmal musste sogar der Vater in die Schulstube kommen und dann bekam man die Prügel zuhause und manchmal verhinderte der Widerstand sogar, dass man eine gute Aussicht auf einen Ausbildungsplatz erhielt, denn in einem kleinen Dorf kannte man sich, sass zusammen und tauschte sich über die Jugend aus- wer wollte schon solche Strafen erleiden, wer wollte sich schon die Zukunft verbauen durch das eigene Denken und Empfinden? Dumm wäre es gewesen und so duckte ich mich, schwieg, drückte die Zweifel an irgendeinen Ort, so feste, dass ich gekrümmt aus der Schulstube nach Hause ging, weil sich mir der Magen zu einem Klumpen zusammenzog, übersäuert von der Unstimmigkeit, die ich versuchte in einem Später zu verdauen. Manchmal, so konnte es geschehen, dass ich die Stunden in der Schulstube verbrachte und ich nicht wirklich mit Sicherheit sagen konnte, was an Unstimmigkeit da war, kein definierbares Ding, kein Wort, kein Blick, keine Bewegung, ein Irgendetwas, welches da lebte und sich mir langsam, jedoch unaufhaltsam in den Leib schlich. Feucht wurden meine Hände, bitter der Geschmack im Mund, blass und kraftlos die Haut und trotzdem verharrte ich in solch einem Sein. Wie oft bat ich in solchen Stunden um Klarheit, ein Blick auf den Auslöser, viel einfacher erschien mir dies, denn dann hätte ich gewusst woher es kam, doch so, war ich gefangen in den abertausend Fragen an mich selber, das Durchleuchten der Innenräume, schlussendlich ohne Antwort, nur mit dem Wissen, dass ich irgendwann wieder an das Sonnenlicht, die frische Luft gehen durfte, dann wenn die Schule zu Ende war und der selbstzerstörende Zweifel, dass etwas mit meiner Wahrnehmung nicht stimmte. Gewiss, nicht immer überkam mich eine solche Unstimmigkeit in der Schulstube, manchmal war es humorvoll, singend, voller Kraft und manchmal auch grau und zäh, als würde der Zeiger auf dem Zifferblatt auf der runden Uhr über dem Lehrerpult erstarrt. Ich und auch viele Kinder trösteten sich damit, dass wir wussten, dass es allen Kindern so erging, dies war und würde wohl immer so bleiben, auch wenn ich es nicht wirklich verstand und als Wahrheit annehmen konnte- das gemeinschaftliche Leiden gab mir Trost.

Ich lehnte mich nicht auf, da war ich zu feige, zu scheu, konnte zu wenig für mich einstehen, war zum Gehorsam erzogen worden. Mein Widerstand war ein Stummer, ich löste meine Seele aus dem Leib und träumte mich in eine andere Welt, sass leer in den Stunden, nickte, lächelte wie ein Puppe, war sogar fähig manchmal Antworten zu geben, die selten stimmten, wie denn auch, wenn ich gar nicht da war? So geriet ich mehr und mehr in den Strudel der Dummen, die man in Ruhe liess, weil man nichts von ihnen erwartete, weil sie abgefallen waren von der leistungsstarken Elite, welche einmal an der Spitze das Land führen würde oder wichtige Erfindungen machen- als Dummer genoss man Narrenfreiheit- genoss man Schutz. Dumm, ja, ich nahm es an, liess es so sehr in mich gleiten, dass ich es selbst glaubte und nur in kleinen Zeiträumen, vollkommen in der Stille oder wenn ich bei meiner Grossmutter sass und ihren Geschichten nach-lauschte, noch wusste wie es denn wirklich war, dass ich mich einfach aus dem Ganzen entfernte, um nicht in die Revolution gehen zu müssen, um nicht eine Tracht Prügel zu erhalten. In den Augen meiner Grossmutter erkannte ich, dass sie es wusste, sie glaubte an mich, liess es nicht zu, dass ich das Kleid eines Dummen über mich stülpte. Tränen flossen ihr manchmal über die Wangen, wenn sie meine vernichtenden Worte über mich selber hörte, es schmerzte

sie, weil sie mich anders sah und weil sie wusste, dass sie zu alt und zu kraftlos war, um gegen diese Unwahrheit anzukämpfen. Sie musste im Bescheidenen wirken, mit einem Blick, mit einem Lied, mit einer Geschichte, doch sie wirkte und sie war ein grosser Grund dafür, dass ich doch manchmal erkannte wie es in Wirklichkeit mit mir war.

Und der Stempel der Dummheit machte mich frei, auch wenn er nicht einfach zu tragen war, es stets ein innerer Kampf darstellte, diese Färbung nicht bis in den innersten Kern des Ichs vergiftend vorstossen zu lassen, doch schaffte ich dies, so hatte ich gewonnen, war ich frei, entlassen von all den Erwartungen, all dem Druck, wurde mir verborgen Zeit gegeben, um die Schritte, die ich wirklich, dies aus einem eigenen Antrieb heraus und einer eigenen Vorstellung genährt und geführt zu tun, zu üben und selbst das Fallen war nicht mehr schlimm, denn den Mantel der Dummheit umgelegt erhalten gehörte es stimmig zu dem Bild zu versagen- Narrenfreiheit und in den Lebensjahren so die Menschen betrachtend, welche mich in diesen Kessel warfen, weil es für sie einfacher schien, stellte sich wiederholend mir die Frage, ob sie nicht die Dummen waren, denn mich in diesen Winkel zu verbannen barg eine Gefahr in sich, das Absprechen des verknüpften Denkens, einer inneren Moral, als Richtschnur für das eigene Handeln, so wie auch für die Taten in dem Aussen- jederzeit konnte ich in die Tat kommen, in stiller Ruhe mich üben, um dann in die Handlung zu kommen, die man mir niemals zudachte- Schutz, ein Vorhang vor mir, der mich unsichtbar machte und mir die Chance liess, wieder in die Ruhe der Dummheit zu sinken. Ja, oft, dies schon als Kind, vermochte ich diesen Stempel mir zu meinem Nutzen zu machen, spielte die Maske und wusste noch oftmals, dass es tief in meinem Innern anders aussah, es durfte nicht an die Oberfläche kommen, auch wenn ich manchmal in Versuchung war, es durchstossen zu wollen, die Maske von der wahren Person zu zerreißen und lachend in dem Kreis der Menschen zu stehen, lachend darüber, dass sie sich so sehr geirrt hatten und ich sie getäuscht hatte, doch ich hielt zurück, bewegte mich im Schutz der Dummheit- Narrenfreiheit, der mit Schellen und bunten Hosen, wirr die Worte singt, alle lachen und manchmal, vielleicht oder auch nicht, kommt die Frage auf, ob es denn wirklich ein Witz ist, was da über die Lippen des Narren kommt, fröhlich tanzt, sich in dem Raum ausbreitet und sich einen Weg in die Herzen und Gedanken der Anderen sucht und versucht somit eine Wirkung zu erzeugen, zu einem Umdenken, Umfühlen anzuregen oder, ob es die freche Wahrheit ist, welche der Narr einem grinsend entgegen- singt? Man müsste ihn töten, wenn er nicht nur eine humorvolle Einlage schenkt und dies wäre schade- kein Lachen, keine Einfachheit und mit dem Töten das Eingeständnis, dass er doch etwas aussprach, was nicht an die Ohren kommen durfte, weil es zu unangenehm ist. Ich weiss wahrlich nicht, ob ich mich dafür schämen sollte- die Maske des dummen Narren trug ich oft und irgendwann war ich so gut in dieser Rolle, dass ich genau sagen mochte, wann ich sie aufziehen musste und wann wieder von mir streifen. Tief in meinem Herzen ahnte ich, wann ich den Schutz brauchte, um mich aufzulehnen, um für mich einzustehen oder gar einen anderen Menschen zu schützen, wer mir diese Gabe darreichte, mich da zu einer guten Trägerin der Maske ausbildete, ich weiss es nicht mehr, doch es spielt keine Rolle mehr, wann ich mich da auf den Königsweg begab und mich der Meisterschaft mehr und mehr näherte. Nicht verlogen, vielmehr zum Schutz, nicht um Geld, um Macht zu gewinnen, nicht, um meinen eigenen Vorteil daraus zu ziehen, dies über das Recht der anderen Menschen hinweg, nicht um zu verraten, vielmehr meine Scheue und Bescheidenheit darin und mein Tun geprägt durch ein tiefes, altes Wissen heraus- nicht einmal dieses mein Ei-

gen nennend, vielmehr erhalten durch die Erfahrungen aus einem anderen Leben, durch das Einreden feinstofflicher Wesen, die nicht das Vernichten suchen, mehr das Erbauende, das Heile, die Wahrheit, die Gerechtigkeit. Wie oft schwieg ich, schloss meine Augen, kniff mir meine Lippen zusammen, weil ich mir nicht die Grösse zudachte, dass ich die wirklich wahren Gesetze in ihrer Verknüpfung und Wirkung ganz und umfänglich erkennen und verstehen mochte, geschweige in Worte fassen- klein war ich, doch manchmal, in engen Augenblicken, wenn mich das Klare traf, ich es fühlte, bis es mich an den Rand anfüllte und es bereits schon begann zu schmerzen, wenn ich nicht in die Tat, in das Wort ging, dann musste ich es tun, als Bestimmung, auserwählt von anderen Mächten, die mich gerade an diesen und nicht an einen anderen Ort stellten, gerade zu dieser Zeit, gerade mit diesen Fähigkeiten, gerade mit diesen Worten, gerade mit diesen Empfindungen- unbeirrbar, da hinein vertrauend, dass es vollkommen der Richtigkeit entsprach. Eine Klarheit, welche ich selten in meinem Leben fand und doch die Augenblicke sie waren da und in ihnen lernte ich staunend über mich zu wachsen, meine erdachten Grenzen zu sprengen und in dem Danach genährt mit viel Kraft zu stehen. Froh bin ich, dass das Leben mich stets langsam an solche Punkte heranzuführte, ich die Zeit erhielt mich zu rüsten und doch, steht man mittendrin, steht man für Sekunden nackt- Türen öffnen sich und ein Können ist da, welches man nicht aus dem jetzigen Leben erlernte. Es sind Augenblicke, in denen die Zeitschranken zusammenbrechen, Augenblicke, Jetzt, in denen wir bemächtigt sind, gezwungen werden gar zu einer Handlung, durch eine kraftvolle und wissende Führung, unser Tun geformt durch die Erfahrungen und Fähigkeiten, erlernt, geübt in einer nahen und weiten Vergangenheit und wüssten wir klar, dass wir in einem solchen Jetzt unserem Leben und anderen Leben eine wirklich bedeutende Richtung geben- gewiss wir ahnen es, denn Ehrfurcht liegt in solchen Momenten, wir würden vor Angst erstarren. Bewusst, klar, leicht, unbeirrbar einfach das Tun, dies ohne Wenn und Aber. Es ist kein Müssen getränkt von Mühsal, Pflichten, es ist ein Müssen, auferlegt, vielleicht stammend und geführt aus dem eigenen Lebensbuch, verfasst durch das Ich und die Götter, aus der Zeit zwischen zwei Existenzen herrufend. Ein Müssen ohne Schwere, nicht schwanger mit Logik, eine gütige Pflicht. Gewiss, in meinem Leben ergaben sich solche Augenblicke viele, doch nur selten wurde ich bis an den Endpunkt gedrängt, wo ich wirklich alleine handeln und entscheiden musste, wo mir kein Schleichweg mehr blieb, um mich, feige wie wir nun mal sind, davonzuschleichen. Ein Empfinden, als würde man mit dem Rücken zur Wand stehen, die Gewehrkolben schon sichtbar, doch man kann nicht anders und wie eindrücklich mir die Bilder in Erinnerung blieben, die davon erzählten, dass andere Menschen, ebenfalls vor dem letzten Aufbäumen sich befindend, bis in den letzten Atemzug hinein, ausgelöst von dem Kugelregen, zu ihrer Wahrheit standen, sie sogar noch ihren Vernichtern entgegen-sangen. Tiefe Bewunderung galt solchen mutigen Seelen, dich sich, dies mit dem Preis des Sterbens, niemals verkauften. Noch kann ich nicht in voller Bewusstheit benennen, warum mich das jetzige Dasein immer wieder an diesen Punkt drängt, vielleicht um eine Arbeit, die ich in einem alten Leben nicht vollbrachte, weiterzuführen, vielleicht entspricht es auch einer Chance, um aus einem damaligen Unterlassen zu lernen und eine Sache anders anzugehen, was ich bitter in solch engen Augenblicke deutlich in mir pochend spüre, ist die anwachsende Klarheit, die richtungsweisend wird, dass ich unter gewissen Umständen bereit bin mein Ansehen, meine berufliche Laufbahn zu gefährden- wo manche sagen mögen, dass es einer Dummheit entspricht, da muss ich dem begegnen, dass es vielmehr einer Gescheitheit entspringt, dem Wissen, dass es, hebt man sich aus einfachen Gesetzten heraus, einer höheren Regie entspricht so zu handeln und sich

nicht vor dem Göttlichen zu versündigen. Nicht möchte ich vor dem jüngsten Gericht mit gesenktem Kopf in der Runde stehen, auch wenn ich dies lebend nicht vollkommen abschätzen kann, oder Jahre mit tiefer Schuld durch das Leben gehen müssen, einen kalten Schauer über meinen Rücken huschen fühlen, wenn ich mir im Spiegel begegne. Anstand, Respekt, das Nicht-verletzen eines anderen Lebewesen- und ich weiss wahrlich wie tief und grauenvoll das innere Ringen ausarten kann, wenn man sich solch hohe Ziele gesteckt hat, wie weit ich von dem Heiligtum entfernt bin und auch ich Schmerzen anderen Menschen zufüge, um mir beschämt meiner Kleinigkeit bewusst zu werden, um in solchen Augenblicken in und vor mir zu erkennen, dass mein Königsweg noch lange, sehr lange ist- ich weiss nicht, ob mir ein Leben ausreichen wird, um an das Ziel zu gelangen, dies muss wohl auch nicht sein, denn wäre das Ziel nicht so gross, man könnte es mit Einfachheit erreichen, mit einem kleinen Sprung.

Und Tränen der Freude stiegen mir in die Augen, als meine Frau mir, dies zur späten Stunde und ich schon müde von den vielen Tageseindrücken, berichtete, dass sie dem menschenunwürdigen Klima an ihrer Arbeitsstelle ein Nein entgegen-schleuderte. Sie weinte bittere Tränen darüber, wie sich die Welt verlogen und wirr drehte und sie es nicht in ein Bremsen zu bringen vermochte und die alte Angst pochend an ihren Schläfen, die Bilder aus einem anderen Leben, die durch ihre Klarheit gerufen wurden- das Feuer, die Flammen schlingend nach ihr, sie auf dem Scheiterhaufen, weil sie sich nicht mehr verkaufte, weil sie zu sich stand, wie damals, als sie als Strafe im Heissen den Tod fand. Die Gewehrkolben an meinem Kopf als Antwort auf mein Tun, bei ihr das Feuer und ich weine Freudentränen, weil ich den Durchbruch erahne, nicht mich verband mit dem Verlust und der Tragik. Sie hatte in wenigen Stunden ihrer Geschichte und den damit verbundenen Menschen eine andere Richtung gegeben und wurde dafür nicht umgebracht, wie auch ich noch lebte. Lange war die Reise bis an diesen engen Punkt gegangen und raubte ihr, wie auch mir Kraft, ein Hoffen, ein Drehen in den Geschehnissen, die sie nicht vermochte zu wenden, da die Gegenkraft zu gross war, es nicht die richtige Zeit war, ein Fluchen, ein Toben und dann- was den letzten Tropfen gab, ich glaube, dass sie dies nicht einmal selber sagen konnte, doch er war gefallen und das Volle quoll über den Rand. Wieder und immer wiederkehrend die Menschenwürde, die drohte angegriffen, missbraucht, manipuliert und gestohlen zu werden. - Und, als wäre sie ein Spiegel, erkannte ich mich in ihrem Tun wieder, in meinem eigenen Ringen um meine und die fremde Menschenwürde. Damals waren die Mittel um zu vernichten anders wie heute, doch sie sind stets enthalten auf der Welt, sie wechseln gekonnt ihre Gestalten und gaukeln uns somit ihre Harmlosigkeit vor, oftmals ist es schon zu spät, wenn wir das wahre Antlitz und die Absicht erkennen. Warten in diesem unschönen und tragischen Spiel, beobachten, schweigen, bis die Uhr den richtigen Schlag gibt und wir, wenn auch nur für Sekunden, eingreifen, dem Geschehen eine andere Richtung damit geben. Bei ihr sind es Menschen, welche am Rande der Gesellschaft stehen und kaum noch eine Chance auf dem Arbeitsmarkt erhalten- eine Arbeit, die sie in einem vorigen Leben begann und ich kenne sie aus diesen Tagen her- jetzt nimmt sie sie wieder auf, dies als Selbstverständlichkeit. Bei mir die Kinder, ihre Würde, die in der leistungsorientierten, wahnhaften Gesellschaft bedroht wird- es soll ihnen nicht so gehen, wie es mir in einem alten Leben erging, es soll ihnen nicht so ergehen, wie es mir in diesem Leben widerfuhr. Damals wurde ich als dumm, unfähig, nicht lebensstauglich eingestuft, weil ich aus den wenigen Bruchteilen, welche ich aus dem Unterricht erhielt, ganze Fantasiegeschichten erschuf- eine Art mit den Dingen, die ich vernahm

umzugehen, sie mir eigen zu machen- im Aussen wirkte dies gewiss als träumend, nicht leistungsfähig- heute würde man mich in der `modernen` Pädagogik vollstopfen mit Ritalin. Wachsen sollen sie, die Kinder, dies unter dem liebenden und verständnisvollen Betrachten, ihre Samen, welche sie mit Recht auf die Erde tragen, aufbrechen und zu bunten Blumen werden. Heute setzt das System schon bei dem kleinen Sein und Werden an, als wolle man einen Schädling am Ursprung fassen und dem Besitzer des Gartens einreden, dass er gar keinen Samen besitzt und wenn er ihn gefunden hat, ihn liebt, als sein Eigenes, er schon eine Stufe weiter ist in seinem Bewusstsein, ihm eindrücklich klar machen, dass es nur Unkraut ist, welches man vernichten muss, damit ein konformer Ziergarten entstehen kann. Es ist einfacher am Ursprung die Vernichtung anzusetzen, da wehrt sich keine Seele, wie auch, denn sie weiss nicht, was ihr genommen wird, später, einmal gefunden, in das Herz geschlossen, es als seinen eigenen Besitz und Schönheit erblickt, benötigt das Zerstören eine grössere Gewalt, weil Widerstand da ist. Welche Zeit der Kraftverschleuderung in meinem Leben, damals und heute, welche mühevollen Arbeit den eigenen Samen zu finden in all dem Irren und Wirren und ihn zu heben, zu pflegen, ihn in den Wachstum zu bringen und doch- ein Auge weint, wenn ich daran denke, wie mein Leben verlaufen wäre, wo ich heute stehen würde, wenn ich nicht erst tief Schürfen musste. Es liegt im Vergangenen und das andere Auge lacht, Stolz webt in mir, denn ich habe nicht endgültig verloren, ich habe, wenn auch später, gefunden und dies machte mich zu dem was ich heute bin. Auslassen mochte ich wohl die Erfahrung des Diebstahles, der Unterdrückung nicht, damit ich wirklich begann zu verstehen, wie wichtig es ist die Würde des Menschen zu bewahren- durch die Erlebnisse in dem alten und dem jetzigen Leben wurde ich zu der Kämpferin, die ich heute bin, erhielt ich ein anderes Wissen und Fühlen darüber, bekam mein Tun Gewicht und ich eine anders angefärbte Motivation.

3. Irgendwo gelandet

Niemals hatte ich erfahren, dass ich so wie ich wirklich war, ich wusste ja selber nicht einmal wie und wer ich war, gesehen oder geliebt wurde. Ich war und war zugleich nicht, irgendwo, nicht angekommen und doch, eine Hülle, die jedoch noch eine Seele und einen Geist in sich trug, irgendwo, irgendwo und dieser verschlossene Ort entzog sich meiner eigenen Kenntnis, als hätte man ihn hinter einer Tür verschlossen, dies in einer grossen Burg mit abertausend von Eingängen und Kammern, irgendwo, bei einem langen Flur, dort diese Tür- alle durfte man öffnen, nur eben diese Eine nicht, was die Folge, die Strafe war? Ich und niemand wusste sie zu benennen, doch es musste etwas Schlimmes sein- wer diesen Fluch auf mich legte, auch dies entzog sich meiner Kenntnis, vielleicht ein Zauber vor vielen Jahren, geboren in einer alten Generation meiner Vorfahren und stets gehütet und weitergegeben, ausgesprochen oder geschwiegen.

Niemals hatte wirklich jemand nach mir gefragt, niemals mir wirklich einen standhaft, wollenden, mich wollenden Blick gegeben- ich war da und doch nicht angekommen, als hätte ich Teile von mir verloren, als wären sie noch im Himmel geblieben oder ganz klein, zitternd und scheu in mir vergraben, nicht erweckt. Niemals rief man nach meiner Seele und meinem Geist und doch wusste ich, dass es diese Teile in mir gab, weil sie leise begannen zu schwingen, zu singen, wenn ich die Natur betrachtete, doch wirklich, ausser meiner Grossmutter und den Tieren, vermochte mich kein Mensch zu erkennen und den Blick an mir ruhen zu lassen.

Es reichte nicht ein fahles Bild, ein Stehen auf einem Hügel oder mitten im Feld, es brauchte mehr. Riechen musste ich die Erde, fühlen das stechende, goldene Stroh auf meiner Haut, den weiten und blauen Himmel, wie eine gnadenvolle Decke über mir- Gottesdecke, dachte ich in solchen Augenblicke und mein Herzschlag und Atmen wurden ruhig, denn ich wusste, dass alles gut war, ich nicht verloren war auf dieser Erde, ich von den Elementen erkannt wurde. Manchmal, wenn meine Grossmutter unter dem weissen Fliederbusch sass, in einem Korbstuhl, sie las oder strickte und ich an ihr vorüberging, sie mir ein Lächeln reichte, welches ich noch im Rücken spüren konnte, als Berührung, als Schutz und Begleitung, dann vibrierte meine Seele, dann war ich glücklich.

Es war nicht die Zeit für das Glück, nicht für mich und ich versuchte dies anzunehmen, auch wenn ich manchmal danach mich sehnte, doch diesen Raum war für mich im Nirgendwo verschlossen. Nicht wusste ich wer ich war, ein junger Mann, der die Schule besucht hatte, der wusste wie man auf einem Hof arbeitete, der wusste, dass er einmal als Gutsbesitzer leben würde und auch enden, ein junger Mann mit einem gesunden Leib, doch auch alleine, abgetrennt von den Menschen, als würde er diese Sprach nicht sprechen können, sie nicht hören, auch wenn er sich die Mühe dazu gab. Wie einfach war es gewesen, gewiss auch, weil Viele es gleich taten, die Uniform überzustreifen, man musste schliesslich auch, weil man dienen wollte dem Vaterland. Seit Kind diente ich dem Vaterland, ich pflegte die Erde, schenkte ihr Liebe und Ehrfurcht, doch es reichte nicht aus, dies konnte man mit den Augen nicht sehen und so legte ich die Uniform an, ohne es zu hinterfragen und wäre ich mehr bei mir gewesen, ich hätte es wohl nicht getan- ich wusste es nicht- ich tat und gewiss, etwas gab mir Kraft dabei, als ich bemerkte, dass ich freundlich gegrüsst wurde auf der Strasse, dass mein Vater Stolz in den Augen hatte, als er mich so stehen sah, auch meine Mutter war glücklich und ich? Dumm war das Stellen dieser Frage, denn hatte mich mein Leben nicht schon belehrt, dass das Glück nicht für mich bestimmt

war- nicht das grosse Lachen und Funkensprühen, Eilen durch die Zeit und etwas in Anspruch-nehmen für mich, die Schätze waren nicht für mich bestimmt. So stellte ich diese Frage auf die Seite, liess sie nur kurz aufkommen, um sie dann wieder irgendwo zu verbannen, in der stillen Hoffnung, dass sie mich nicht mehr aufsuchen würde, auch wenn ich wusste, dass sie immer wieder kommen würde und wohl mit Recht, auch wenn sie mich manchmal trübe, wütend und überfordert stimmte.

Wie ich an diesen Ort gekommen war- ich konnte es nicht mehr sagen, wo ich war, als ich reiste- ich erinnerte mich nicht mehr- was ich spürte die ganze Zeit hindurch, weil ich es feste in meinen Händen hielt, es war die weisse Kerze, welche mir meine Grossmutter vor meiner Abreise gegeben hatte. Sie sagte nicht viel, winkte mich zu ihr in die Stube, nahe an ihren Stuhl schritt ich, kniete mich zu ihr und würdevoll schimmerte sie im Abendlicht. Müde wirkte sie, alt, kraftlos und ich ahnte, dass ich sie nicht mehr sehen würde, nicht mehr in dieser Form, jedoch in einem anderen Leben, da war ich mir vollkommen sicher darüber. Sie reichte mir die Kerze, strich durch mein Haar, küsste meine Stirn und hauchte in den Raum: „Jungchen, du wirst sie brauchen- vergiss niemals das Licht.“ Verstehen konnte ich sie nicht, doch ein Beben durchfuhr mich, ich wusste, dass es wichtig war, was sie mir sagte und ich wusste auch, dass ich es irgendwann verstehen würde, irgendwann. Suchen nach diesem Augenblick wollte ich nicht, konnte ich auch nicht, ein Erjagen gab es da nicht, nur vertrauen, dass mich irgendwann das Verstehen finden würde, am richtigen Ort, zur richtigen Zeit, um mir zu helfen und ich flehte zu meinem Schicksal, dass diese Erkenntnis nicht zu spät in meinem Leben eintreffen würde. Wie gerne wäre ich noch geblieben, kniend vor meiner Grossmutter, hätte sie um eine Geschichte gebeten, hätte noch tiefer ihren zarten Duft aus Zitrone und Flieder in mich gesogen, damit ich ihn niemals vergesse- eingegraben war er, auch wenn ich mir noch mehr davon ersehnte, hungrig nach ihm, weil er für mich das Zeichen von Wärme, Liebe und Geborgenheit darstellte. Niemals durfte ich ihn verlieren, nicht in der tiefsten Nacht, nicht im tiefsten Winterklirren oder in den bittersten Tränen, er war Schutz und Hoffnung zugleich- ein unsichtbarer, jedoch wirksamer Mantel, den sie mir gab, für mein ganzes Leben lang.

Ich erhob mich, nahm die Kerze an mich, strich ihr über die zerbrechlichen und fast durchsichtigen Hände, nickte und bedankte mich- bleiben durfte ich nicht, denn meine Reise begann, wohin? Ich wusste es nicht, wollte es nicht wissen, als wäre dies meine Rebellion gegen diesen Ort, ein stummes Nein, so wie ich stets mein Nein der Welt darreichte und doch ging ich, tat meine Schritte, ohne einen Blick zurück, hinein in das Neue, wohin auch immer.

Klein war der Raum in der neuen Welt, die Wände grau-weiss, sauber, der Boden aus schmalen Holzriemen, ein Fenster mit zwei Flügeln, ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle und ein Kleiderhacken für die Uniform, die ich jedoch, schon als ich den Raum betrat, niemals dachte von mir zu legen- nicht weil ich sie so sehr brauchte und mich nackt ohne sie fühlte, vielmehr, weil ich glaubte, dass ich mit dem Ablegen diesem Ort sagen würde, dass ich bliebe und ich wollte nicht bleiben, auch wenn ich verharrte, denn wohin hätte ich sonst gehen können, wohin?

Auf den kleinen Holztisch legte ich die weisse Kerze von meiner Grossmutter, daneben die Streichholzschachtel und bewegte mich, noch in den Stiefeln und dem schweren Wollmantel, ins Bett. Schlafen wollte ich, nicht weil ich müde war, vielmehr, weil ich weg wollte, mich schlafend dem Ganzen entziehen, obwohl nichts Schlim-

mes an meine Sinne gekommen war- noch nicht. Es beschlich mich diese Übelkeit, welche ich schon in den Schulstunden fühlte, nicht wissend warum und was gerade schief war, was nicht stimmte, doch irgendetwas war da, ganz zart- kein Geruch, kein Geräusch, kein Schmerz- doch es war da, zart und langsam nahend, wohl als Idee, als Absicht was an diesem Ort geschehen würde- ich vermochte es nicht zu fassen, begann nur langsam zu begreifen, dass die Übelkeit in meinem Magen, so auch die feuchten Hände und der bitter-saure Geschmack in meinem Mund nicht mehr gehen würden. So auf dem Bett liegend in der kleinen Kammer mit dem Fenster, tastete ich die Wände und die Decke mit meinem Blick ab, suchte alle Ritzen ab, die Lampe, in der Hoffnung, dass ich die Ursache für meinen Zustand finden würde, erjagen, ihn vernichten und dann wieder ein wohlig- gesunder Zustand in mir einziehen könnte- ich fand nichts, noch nicht und vielleicht wollte ich es auch nicht sehen, denn es schlich sich langsam näher, Schritt um Schritt- vielleicht war ich auch nur krank, hatten mich Bakterien überfallen als ich durch das grosse Tor ging, den langen und staubigen Weg entlang und all die Holzhäuser erkannte, wie sie sicher in den Hang hineingebaut waren, umgeben von dunklen und satten Tannen- irgendwo in Frankreich, wenn ich dies noch so sagen durfte, denn die Länder verloren ihre Grenzen, ihre Namen, wurden beraubt und mussten sich dem grossen Reich beugen- wie ein gefrässiger Riese schlang er alles in sich hinein, niemals satt. Leise lächelte ich bei dem Bild und fragte mich, ob denn dieser Riese niemals sich übergeben würde, denn soviel konnte doch niemand und nichts verschlingen und was würde geschehen, wenn er sich übergäbe, all die Länder wieder aus sich schleuderte, weit, weit gegen den Himmel und noch weiter, damit alles in Frieden sich erholen konnte. Ich sehnte mich nach diesem Augenblick, nach dem grossen Übergeben und gut möglich, dass ich die Übelkeit in mir trug, welche eigentlich für den Riesen bestimmt war und nicht nur ich trug diesen Zustand in mir, viele andere Menschen auch, die blass standen, schluckten, versuchten die Unstimmigkeit in Alkohol zu ertränken- eine Unstimmigkeit, welche es gar nicht gab, denn liess man sie zu, so fiel alles in eine Sinnlosigkeit, der Boden tat sich unter den dunklen Stiefeln auf und man fiel hinein, hinunter in die Hölle. Gab es viele Höllen? Wäre das Fallen in die Hölle in der Erde schlimmer gewesen, als die Übelkeit, das Sein an diesem Ort? Hinabsteigen hätte man müssen, um eine Antwort zu finden, doch der Boden tat sich nicht auf in meiner kleinen Kammer, die Holzriemen blieben starr und gut vernagelt liegen und ich beugte mich über die Bettkante. Noch nie hatte ich Worte an Gott gesprochen, zu gross war die Scham gewesen, schweigend sass ich daneben, wenn wir in der Kirche sangen und die Worte gegen den Himmel sprachen, doch an diesem Ort, da brachte mir die Scham nichts mehr, sie war geschrumpft zu einem kleinen Staubkorn, welches irgendwo unter dem Stuhl in meiner Kammer lag und ich flüsterte leise, so, dass man mich nicht hören konnte, dass eben nur Gott mich vernahm: „Bitte lieber Gott, nimm es von mir. Ich kann nicht sagen was es ist, doch du weisst es und wenn du es mir nicht entreissen kannst, so lass es mich tragen, gib mir die Kraft dazu es zu tun, ich bitte dich darum.“

Mit den letzten Worten erbebt mein Leib, die Tränen stiegen in meine Augen, die Säure in meinem Magen schoss durch meinen Mund, noch versuchte ich die Hände auf meine Lippen zu legen, doch das Pressen war zu stark und so erbrach ich mich auf die genagelten Holzdielen. Draussen standen andere Männer, ich hatte vergessen das Fenster zu schliessen, sie schauten mir zu, wie ich gekrümmt auf dem Bett sass und alles von mir liess, was ich jemals gegessen hatte- so schien es mir- der Riese gab alles von sich... Sie lachten, schlugen sich gegenseitig auf die Schultern, stiessen den einen Fensterflügen weit auf und einer der Männer rief mir

entgegen: „So ist es uns allen ergangen- es vergeht, dies wirst du sehen, man gewöhnt sich an alles- nur Mut Kleiner.“ Sie verschwanden, waren sie jemals an meinem Fenster gestanden oder träumte ich nur alles, waren es Geister gewesen oder gar ich selber, um mir Mut einzuhauchen? Ich wischte mir mit dem Handrücken über die Lippen, erhob mich, öffnete die Tür und stolperte auf den langen Flur- stickig stand dort die Luft. Wo war doch gleich die Dusche und das Klo gewesen? Ich wusste es nicht mehr, obwohl ich schon mehrfach dort gewesen war. Langsam tastete ich mich den Wänden entlang, öffnete die Türen, spürte die Räume ab und suchte nach den Waschanlagen. Da kam es mir in den Sinn, irgendwo in der Mitte, nahe beim Ausgang oder Eingang. Ich fand den Raum, stiess die Tür auf und eilte zum Wasserbecken, liess das kalte Wasser über meine Hände laufen, strich es über mein Gesicht, über meine Haare, nahm grosse Mengen in mir auf, um danach die Hälfte wieder aus mir zu spucken. Wie lange ich dieses Ritual tat, ich vermochte nicht mehr eine Zeit zu fassen, es stand nur in meinem Sinn, dass ich rein werden wollte, alles aus mir stossen, vernichten, weg, einfach nur weg und ich dazu auch, weg von diesem Ort, obwohl ich nicht einmal sagen konnte was so schlimm an ihm war, doch ich ahnte es tief in meinen Zellen, eine Vorahnung, welche ich nicht annehmen wollte, wie ein Brief, den man nicht haben möchte und doch musste ich annehmen- ich musste.

Hinaus in den Tag, heiss brannte die Sonne, staubig lag der Sandplatz vor meiner Baracke- wozu nur so viele Baracken, wer sollte sie bewohnen? All die Arbeiter, die bald kommen würden, um den roten Stein aus dem Felsen zu schlagen, dies für irgendeinen hohen Herren der Führung, der den Narren an dem Stein gefressen hatte- gross, ein Tempel wollte er sich errichten und noch grösser, imposant, einprägend, prächtig. Diese Lust und den Hang zu dem Grossen konnte ich niemals nachvollziehen, fast lächerlich wirkte es auf mich und doch faszinierte es zugleich und vielleicht musste es so sein, gross und mächtig, für die Ewigkeit errichtet, für das dritte Reich, welches hell und rein sein sollte, gesäubert von all dem Dunkel- wie wundervoll, all das Dunkel weg, doch wo war es zu finden, hatte es sich verkrochen oder schlummerte es in mir, bis es mit Würgen aus meinem Schlund kam- ich der Träger der Dunkelheit? So gross und bedeutend fühlte ich mich nie, ein kleines Teilchen im Ganzen, beschämend und beglückend zugleich, denn wäre ich das Grosse gewesen, es hätte mich mit all seiner Wucht erschlagen. Seltsam rührte es mich an, wenn die hohen Herren der Führung sich so gross und wichtig machten, sich aufblähten und doch- war es denn nicht echt, sah nur ich die Lüge, meine Lüge, die eigentlich der Wahrheit entsprach? Nicht ringen wollte ich an diesem Tag, zu müde nach dem Übergeben, ausgelaugt und nach Schweiss riechend, da ich schon lange die Kleider nicht mehr abgelegt hatte und gewaschen, wozu auch? Übel Riechen passte zu diesem Ort, auch wenn ich noch keinen Gestank wahrnehmen konnte, gut möglich, dass der Geruch, das Üble bei mir den Anfang nahm, um dann sich auszubreiten und alle Ecken und Winkel, all die Menschen zu infizieren. Lange stand ich im Sonnenlicht, meine Augen zu einem schmalen Strich zusammengekniffen, die schwüle Luft einatmend und nicht wirklich wissend, was ich zu tun hatte. Gewiss, die Aufgaben wurden von dem einen Herren, der nicht roch und auch stets frisch rasiert war und seine Uniform faltenfrei im Licht schimmerte- er war etwas Besseres, gegeben und man hatte zu befolgen, doch wirklich und wahrhaftig, was waren meine Aufgaben, wirkliche Aufgaben, die nur ich und wirklich nur ich zu machen hatte und auch nur ich sie konnte, weil ich gerade ich war, mit all den Fähigkeiten und Schwächen? Die Befehle konnte jeder Soldat ausführen, banal, langweilig, einer Maschine gleichend,

einfach tun, ohne Denken und Fühlen, einfach handeln oder auch nicht. Das Warten auf den richtigen Augenblick, das Ausführen von belanglosen Arbeiten davor und ich bat die Götter, dass ich den richtigen Moment spüren würde, die Sekunde, wann ich und nur ich mit meiner Person das Entscheidende tun musste, nicht ausgerufen durch einen Befehl von einem Ranghöheren, in mir als Antrieb erwachend und mit Bestimmtheit mich antreibend, ein Impuls aus einer anderen Sphäre herstammend. So bestand mein Sein daraus, dass ich hier, an diesem Ort mitten in den grünen Tannen, nicht starb, nicht tötete und offen blieb für diesen einen Einschlag in meinem Geist und Herzen, der meine Bestimmung war, wozu ich hierher, ohne es zu wissen, gerufen wurde.

Durch das matte, staubige Licht erkannte ich Gestalten. Noch nie zuvor hatte ich sie hier an diesem Ort wahrgenommen. Verschwommen waren ihre Erscheinungsbilder, als würden sie nicht wirklich in diese Welt gehören und doch kamen sie langsam den Hang hinab und in der Nähe angekommen, wurden sie klarer, so als wären sie angekommen, wenn man dies an diesem Ort sagen konnte- denn hier wollte Niemand ankommen und die, welche es taten, sie wussten wohl nicht, dass es hier kein Entkommen mehr gab, dies nicht nur für den Leib auch für die Seele- verbunden, gefangen für eine grosse Ewigkeit. Hier wollte ich meine Seele nicht lassen, mein Geist ebenfalls nicht und meine leibliche Hülle? Keine Antwort vermochte ich zu geben, stand still und betrachtete die klaren, dichten Figuren, welche an mir vorbeizogen, um in die Baracke zu kommen, wo sich meine Kammer befand.

„ Kannst du nicht aufpassen, steh nicht so dumm herum, hilf mir lieber“, schrie ein Soldat und schlug mir kurz in die Seite. Ich nickte wie ein kleiner Schuljunge, versuchte den Schmerz zu ignorieren, obwohl die Funken vor meinen Augen flatterten und ich drohte in Ohnmacht zu fallen. Ein Weichbecher wollte ich nicht sein, erst das Erbrechen und die Anderen hatten mich dabei gesehen und jetzt noch ein Fallen. Ich schlug mit meinen Stiefeln heftig auf den Boden, fester und fester bei jedem Schritt und versuchte mir so Sicherheit und Grösse zu geben, dabei war ich klein wie ein Falter auf einem Grashalm.

Die Gestalten wurden in die kleinen Kammern geführt, welche rechterhand von meinem Zimmer lagen. Wie viele wollte der mürrische Soldat noch in die vier Wände stecken, bis die Nähte platzten? - Und noch eine Gestalt gefolgt von Einer- stapelte er sie, konnten sie schrumpfen? Dann wurde die Tür verriegelt, Jammern war deutlich hörbar und hier sollte ich schlafen, neben den Gestalten, welche jammerten und nur noch in die Freiheit wollten- hier? Kein Auge würde ich schliessen können oder doch, gewöhnte man sich an ein solches Schreien und Jammern, wurde man darüber taub irgendwann, weil man eine Überdosis erhielt? Dies konnte nicht sein, so viele Menschen in einem Raum, nicht einmal mit den Schweinen auf dem Hof hatten sie dies so getan. Ich schüttelte zaghaf mit meinem Kopf, musste dabei aufpassen, dass der andere Soldat mich nicht sehen konnte. Vielleicht würden sie in einer Stunde wieder ins Freie gelassen, sicherlich- sicherlich? Doch dies geschah nicht und ich begann zu begreifen, in einem viel Später, in der Uniform auf dem Bett liegend, noch das Erbrochene riechend, denn die Resten hatten sich in den Rillen des Holzbodens verkrochen, dass es meine Aufgabe war diese Menschen zu bewachen, simpel und einfach zu schauen, dass sich die Türen niemals öffneten und wenn, dann nur, wenn es mir befohlen wurde, meine Aufgabe war es ebenfalls, nicht durchzudrehen wegen den Schreien und dem Jammern, denn dann hätte ich sie ins Freie gelassen und wäre wohl als Konsequenz meiner Handlung selber getötet worden.

Auf dem Flur stehend, die verschlossene Tür betrachtend, wissend, dass da zu viel Menschen in dem Raum zusammengepfercht waren, wusste ich nicht wirklich, wie ich diese Aufgaben lösen sollte, es kam mir so vor, als würde ich mich vor einer schwierigen Matheaufgabe befinden, tausend und abertausend Lösungswege versuchend und nie, wirklich nie bei der richtigen Endzahl ankommend.

„Die gehören nun dir, pass gut auf sie auf“, spottete der Soldat, grinste und verliess die Baracke. Musste ich mich bedanken, gar applaudieren? Wie gelähmt stand ich still, senkte meinen Kopf beschämt über mich selber, dass ich zu feige war die Türen der Zellen zu öffnen und sie in die Freiheit zu entlassen. Schon als kleiner Knabe hegte ich Mühe wenn man einschloss, stets hatte mich mein Vater versucht mich davon zu überzeugen, dass man dies tun musste, wir doch die Tiere, die wir einschlossen, brauchten, wir sie auch schützen mussten. Am ärgsten war es für mich gewesen, als meine Mutter einen wunderschönen Vogel in einem Käfig einsperrte, ihm noch eine kleine Spielschaukel gab, etwas Wasser und Körner. Der Vogel sass benommen auf seiner Schaukel, pfiß ab und an, dann sass er erneut starr auf seiner Schaukel, nicht wirklich wissend, was er mit seinem Leben im Käfig anfangen sollte und vielleicht träumte er sich zurück in seine Freiheit, die Äste, die Flüsse und die weiten Felder, das grenzenlose Ausbreiten seiner Flügel, um weit, ohne ein Halten, durch den blauen, wolkenlosen Himmel segeln zu dürfen, wissend, dass nur er dem Ganzen eine Begrenzung geben konnte oder die Götter.

Verstehen konnte ich es nicht und wenn ich bei dem Käfig vorbei-gehen musste, so senkte ich meinen Blick beschämt auf den Boden, hoffte, dass das Tier keinen Laut von sich geben würde und dachte es mir einfach weg. Ein solches betrieb ich mehrere Tage, bis ich eines Nachts aus meinem Bett schlich, ich kann mich noch gut an den kalten, roten Plattenboden im Erdgeschoss erinnern, wie ich mit nackten Füßen über ihn lief, bis ich das Zimmer meiner Mutter erreichte, dort sass sie manchmal, las und strickte, wenn sie müde von der Arbeit war, manchmal schlief sie dort in dem grossen, weinroten Sessel, den sie von ihrem Vater geschenkt bekommen hatte- was sie sonst noch dort tat wusste ich nicht, ich wusste nur, dass man sie nicht stören durfte, wenn sie sich dort aufhielt. Ich nahm den Käfig und liess das Tier frei. Draussen in dunkler Nacht, kalt war es, frostig und die Sterne standen hell und klar am Himmel. Erst wollte der Vogel nicht aus seinem Gefängnis kommen, wohl weil er mir nicht glaubte. So stellte ich ihn auf das feuchte Gras und setzte mich auf die Treppe. Am ganzen Leib schlotterte ich, feste presste ich meine Arme um den Oberkörper und rief die Götter an- in dieser Nacht betete ich zu Gott, innig und wahrhaftig., „Lieber Gott, wenn du mich sehen und hören kannst, so bitte lass den Vogel fliegen“. Ich schloss meine Augen, wiederholte mein Sprechen, um noch mehr Gewicht in es zu legen und, als ich wieder schaute, war das Tier verschwunden. Leer trug ich den Käfig zurück über die kalten und roten Bodenplatten, stellte ihn in das verbotene Zimmer meiner Mutter, liess das Türchen offen und öffnete das Fenster. So konnte ich sagen, dass ich nicht Schuld an der Freilassung gewesen war, irgendjemand das Türchen und das Fenster vergessen hatte zu schliessen, jedoch nicht ich. Vor Angst, dass man mich bei meinem nächtlichen Treiben entdecken würde, glühte mein Kopf und ich lag zitternd unter der schweren Bettdecke. Lange brauchte ich, um wieder in den Schlaf zu finden, wiederkehrend dachte ich an den Vogel, sah ihn vor meinem inneren Auge, wie er frei in den Wald flog, noch etwas orientierungslos, suchend nach seinem neuen Zuhause, ängstlich, doch sich übend im Schlagen der Flügel. Als es langsam tagte, fielen mir die Augen zu, die Müdigkeit war zu kraftvoll gewesen und so schlummerte ich mit einem Lächeln auf dem Gesicht ein, bis es klopfte, heftig an meiner Zimmertür klopfte und ich erschrocken aus den Kissen auffuhr. Es war

mein Vater, der mit seinen schweren Stiefeln im Türrahmen stand, die Erde noch an seinen Hosen, langsam den Gürtel lösend. Seine Augen funkelten wie glühende Kohle vor Wut. Rasch näherte er sich meinem Bett, zerrte mich an den Haaren auf den Hof- ich presste meine Lippen zusammen, denn schreien wollte ich nicht. Der leere Käfig stand beim Eingang, daneben meine Mutter mit verweinten Augen. Wie konnte das nur sein, dass sie weinen musste, eigentlich sollte sie doch lachen und einen Freudentanz machen, denn der Vogel war frei. Die Grossmutter stand hinter dem Fenster, hielt den Vorhang etwas auf die Seite geschoben, auch sie hatte Tränen in den Augen, doch nicht wegen dem Verlust des Vogels, sondern, weil sie wusste, was nun geschehen würde. Ich kniete mich nieder, feucht war die Erde und ich schlotterte wieder, wie in der Nacht, als ich betend und wartend auf der Treppe sass. Nun hielt der Vater den Ledergürtel in der Hand. Kein Wort gab er mir, fragte nicht einmal, gab mir nicht die Möglichkeit die Sache zu erklären oder eine Lüge vorzubringen. Er zog auf, ich hörte das Zischen des Gürtels, wie er die Luft durchschnitt, presste fester die Lippen zusammen und- es brannte wie Feuer auf meinem Rücken, erst nur an der langen, schmalen Stelle, wo mich der Ledergürtel getroffen hatte, wie ein Schnitt und dann langsam sich ausbreitend über meinen ganzen Rücken, bis in meine Beine und in meine Füsse- vielleicht, kam mir die Idee, würde es helfen, wenn ich einfach tief atmen würde und mir ausmalen, dass der brennende Schmerz in den Boden fließen würde, weg von mir, in der Unendlichkeit sich verlierend.- Und noch ein Hieb, nochmals- wann würde er seine Wut ausgelebt haben? Brauchte er zehn Hiebe, noch mehr? Ich bemerkte wie mir flau wurde im Magen, die kalte Erde fühlte ich längst nicht mehr unter meinen Knien und in den Winkeln meiner Augen malte sich ein Nebel, der langsam zu einem dichten Schwarz wurde und sich ausbreitete, als könne er wachsen. Zu beginn, als ich dies bemerkte, sperrte ich mich dagegen, die Angst war zu gross, da ich nicht wusste was es zu bedeuten hatte, doch dann, als hätte ein Blitz in mein Kopf eingeschlagen, wusste ich, dass es eine nahende Ohnmacht war, welche sich mir da zeigte und mich in ihre Arme nahm. Keine Angst mehr brauchte ich zu hegen, denn in diesem Augenblick war sie gütig, ein Ausweg aus den Schmerzen auf meinem Rücken, die mein ganzer Leib in Flammen warf.

„ Sollte er mich doch schlagen, tausendfach, auch wenn ich sterbe, längst bin ich weg und der Vogel auch, schlag nur Vater und wie erbärmlich du dabei bist, schlag nur, denn du kannst nichts anderes und noch ein Hieb, nur noch dumpf kann ich das Zischen hören,“ sprach es leise in mir und ich konnte nicht mehr unterscheiden wessen Worte es waren, die Meinigen oder die einer anderen Person. Dann war das Schwarz vor meinen Augen so gross, dass ich das Denken, Empfinden und Sein verlor und der Strafe entglitt in die gnädige Leere der Ohnmacht.

77 Jahre später und mir wird die Magie dieser Zahl erst beim Schreiben bewusst, sie hat für mich mehr Gewicht als die Zeitspanne, welche sie zum Ausdruck bringt. Eine lange und doch sehr kurze Spanne, wenn man bedenkt, was in diesem Raum für Auflösungen, gewaltige, geschehen mussten und noch stets im Begriff sind es zu tun.

Ich nehme meine Arbeit wieder auf, welche ich in dem letzten Leben niederlegte, die Gründe dafür, für den Abbruch, sie entreissen sich mir, sie spielen nicht wirklich noch eine wichtige Rolle, vielmehr zählt, dass ich wieder an den selben Ort getrieben werde, angestossen durch meine Tätigkeit als Pädagogin, dies auf den ersten Schein, weiter zurück, wie alles zusammen-hängt, wie das Eine ein Anderes ergibt, meine Entscheidung gerade an dieser Schule, gerade auf dieser Stufe zu unterrichten, wo es einer Tradition entsprach der Geschichte so zu begegnen, dass man die Schre-

ckens-Lager besuchte, den Boden unter den Füßen spürte, die Luft dort atmete und die Bilder in sich eindringen liess. Ein Versuch zu Verhindern, dass ein solches Toben und eine solche grenzenlose Barbarei erneut in der Zukunft geschehen kann, die Seelen so berühren, dass sie deutlich, durch ihre Erfahrung des Leides aus alter Zeit, ein Nein dem Wiederholen entgegen-schleudern, standhaft, unbeirrbar.

Lange war die Fahrt an diesen Ort und gar lieblich wirken die hohen und dicht-grünen Tannen an den geschlungenen Wegen, ein Ferienort wie mir scheint, Ruhe, Gnade und wie herrlich es sich in meiner Seele ausbreitet diese Idylle, wenn ich nicht gewusst hätte, das Ziel mir bewusst, wohin wir gingen. Die Naivität ist mir aus dem Innern entrissen und wie gerne würde ich sie halten, einfach mir ausmalen, dass hinter den hohen Tannen, bedeckt von dem blauen Himmel, ein Hotel steht, wo man sich niederlassen kann, eine Auszeit, feines Essen, ein Bad, ein Kaffee auf einer Terrasse, freundliche Menschen und in den später Abendstunden in ein weiches Bett sich legen, schlafen in der Ruhe der Berge und noch ein Vogel, der singt. Mich erinnert ein Solches an den Schwarzwald, an die Seen dort, an den köstlichen Schinken und die übersüssen Torten in den Vitrinen.

Staub wirbelt durch die Luft, als wir den Bus verlassen, befremdend modern erscheinen mir die Stimmen der jungen Menschen, ihre Kleidung, ihre grellen Taschen, ihre Handys und den Kopfhörern in den Ohren. Vollgestopft haben sie sich mit Chips, Cola und schon lange lege ich da kein Veto mehr ein, vielmehr wird mir bange bei diesem Bild, bei der Frage, ob die Geschichten, welche hier geschahen, wirklich an sie herankommen kann, bis tief in den Kern heran, sie berühren, ein leises Beben auslösen, damit es niemals eine Wiederholung des Dramas geben kann.

Der Weg in das Lager ist sauber, nicht wie damals, doch dieses Damals kann ich nicht klar erkennen, nur in ein Gefühl fassen, dass es so nicht war, dass diese Reinheit eine Erscheinung dieser Zeit darstellt und nicht wirklich zu diesem Ort passt, so wie ich ihn irgendwo in meinen Erinnerungen abgespeichert habe. Wandel liegt darin und ich sperre mich nicht dagegen, denn es kann nicht so bleiben, wie es war, als ich ging und, auch wenn ein Teil dieses Sein in diesem Lager präventiv ist, so ist mir auch bewusst, dass ich gekommen bin, begleitet von den Kindern, um hier meinen kleinen, lichtvollen Beitrag zu geben, nicht zurück in die Dunkelheit, vielmehr hin in das Licht, in die Heilung, Vergebung und somit einen kleinen Spalt aufstossend, dass die noch gefangenen Seelen sich in Richtung Freiheit bewegen können.

Auf dem Sammelplatz verharren wir, nicht wirklich wurden Absprachen getroffen über die Führung durch das Lager. Der Stacheldraht, gehalten an den hölzernen Pfosten und den Türmen, er umspannt uns, vor uns das Tor. Hoch liegt dieser Sammelplatz, erlaubt den Blick in die Weite und erkennen tue ich die Tannen, ein unendliches Meer von Tannen, beruhigend. Tief atme ich, betrachte kurz die anderen Lehrpersonen, wie sie stehen, die Lippen feste verschlossen, es fehlt ihnen den Mut den Schritt durch das Tor zu machen, darüber zu sprechen. Ein Ruck erfasst mich, ich fürchte mich nicht vor diesem Gehen, die Angst wurde mir im letzten Leben ausgetrieben, genau hier und ich gehe an der Spitze der Gruppe. Ein Umkehren gibt es nicht, wozu auch, denn ich bin gekommen, um meinen Dienst diesen Seelen und diesem Ort hier zu bringen, dies für ein paar Stunden und ich bin froh, dass ich später wieder gehen kann, in ein anders Leben.

Unsicher formen die Steine auf dem Boden die Schritte, dies musste und muss wohl so sein. Ich glaube bei meinem Gehen zu fallen und doch stehe ich noch. Hinein in die erste Baracke, sie steht ganz oben. Kühl ist es an diesem Ort, weiss die Wände, leer die Räume und die schwarz-weißen Bilder kommen uns entgegen. Die Kinder eilen durch die Ausstellung, als wollten sie sich mit dem Raschen schützen vor dem Wahrnehmen. Ich wähle bewusst meine Schritte langsam, stelle mich vor die unzähligen Fotos, streiche zart über das Holz einer Pritsche, die mich mehr an ein Regal für das Lagern von Kartoffeln erinnert. Warm fühlt sich das Holz an und liebe soll in meiner Berührung liegen, für die Menschen die da waren, selbst für das Gestell und ich staune darüber, wie gut es noch erhalten ist, so auch die Uniformen der Häftlinge, eine gute Qualität, für eine Ewigkeit geschneidert, wie es damals erdacht war. Wie eine Kulisse erscheinen mir die Dinge in diesem Raum und ich möchte weiter hineinsteigen, tiefer, bis an den Punkt, wo nicht mehr die Fotos und die Stoffe eine Rolle spielen, sie nur dazugehören- an diesem Punkt tauche ich ein in die pure Emotion, in die Schwingung, welche damals herrschen musste, welche noch immer hier ist, auch wenn die Wände frisch gemalt sind und der Boden gereinigt. Nicht erzwingen kann ich dieses Eintauchen in die Energie, nur versuche offen zu bleiben, mich nicht zu verschliessen durch eine alte Angst. Schon auf dem Weg aus der Baracke, halte ich inne, werde getroffen, ringe nach Atem, glaube, dass mir der Brustkorb zusammengepresst wird. Ein Drehen erfasst mein Kopf und ich suche das Aussen. Angekommen im heissen Sonnenlicht, dicht neben der Tür, breite ich meine Arme aus, ringe nach Luft, denke in mich hinein: „ Nur atmen, atmen muss ich, atmen.“

In diesen Schwindel hinein, der nicht viel mit meinem Sein aus dem Jetzt zu tun hat, mischt sich eine liebliche Süsse. Meine Augen feste verschlossen ziehe ich diesen Duft weiter und weiter in mich hinein, denn er vermag die Enge um meinen Brustkorb zu weiten, entreisst mich aus der nahenden Ohnmacht. Es ist der Duft, beschützend, von einer Seele, welche ich sehr liebte und liebe, die in der Ferne weilt, doch nun feinstofflich da ist, um mich zu beschützen, es ist ein Teil der Farben von meiner Frau. Ein zarter Sommerhauch trägt sie weiter und ich betrachte die Baracke, den Staub, die Kinder, bin wieder bei mir, im Jetzt angekommen. Dankbar, dass ich hier nicht erdrückt wurde von der Enge und ersticken musste, nicht an diesem Tag und ich weiss auch nicht, ob ich es jemals erfahren musste, dass ich es als Zeuge sah, wenn man ein solches Bild wirklich und wahrhaftig in all seinen Zügen und Bedeutungen wahrnehmen kann, da es so scheusslich und unglaublich ist - ich weiss es nicht mehr.

Weiter gehen wir, den steilen Weg zu der nächsten Baracke. Nicht mehr alle stehen, viel hat die Zeit zerstört und man sieht nur noch das Fundament. Oben der Galgen und ich verweile- schockieren kann er mich nicht- schwarze, saubere Stiefel sehe ich dort hängen, die beissende Wolle der Uniform- ein Soldat, vielleicht auch etwas höher, doch nicht sehr hoch im Rang. Nicht fesseln kann mich dieses Bild, kein Bedauern, keine Wut, keine Trauer, nur leichtes Erstaunen darüber, dass da ein Soldat hing und es huscht mir durch den Kopf, fast schon erschrocken gleichgültig: „ Tia, so rasch kann es gehen, von der einen Seite zur anderen Seite, man ist sich in solchen Zeiten niemals sicher, ein Augenaufschlag, ein Lachen, ein Weinen oder Wort scheinbar falsch gezeigt, betont und der Tod wird ausgesprochen. Wolltest du dich aus dem Ganzen heben durch dein Hängen, weil du müde warst, gebrochen, dich verloren- dein einziger Ausweg, wie er dir erschien?“

Weiter, wir wenden mit jedem Schritt die dunkle Vergangenheit in eine lichtere Form. Drückend heiss ist die Luft hier und wieder das unsichere Gehen auf den Pflastersteinen, so dass man droht zu fallen, doch es ist nur ein Drohen und nicht das Ge-

schehen. Neben mir ein Junge, er spricht pausenlos auf mich ein, so dass ich gar nicht alle Worte einfangen kann.

„ So viel Blut auf diesen Steinen“, höre ich ihn sagen und ich nicke, spüre das Bedürfnis meine Schuhe abzustreifen und mit nackten Füßen zu gehen, warum kann ich nicht begründen. Für einen kleinen Moment schenke ich dem Jungen mein Blick, erstaunt und zu gleich erleichtert, dass er seine Wahrnehmung so geöffnet hat, dass er das unsichtbare Blut zu erkennen mag, obwohl ich niemals ihm davon berichtete, nicht einmal selber sicher war, dass hier auf den grauen Steinen jemals viel Blut geflossen war. In diesem Augenblick, gespiegelt durch die Aussage des Jungen, fühle ich, wie ich an dem rechten Ort für meine Arbeit angekommen bin. Ich verstand mich nie als pure Pädagogin, wie sie im Lehrbuch steht, vielmehr als Wenderin von Energien, um den Boden zu schaffen, dass eine Entwicklung in Bewegung kommen mag, um den Boden zu schaffen, dass das vermittelte Wissen fruchtbar ankommen kann. Am Beginn meiner Tätigkeit verstand ich meine Berufung mit den Energien zu arbeiten noch nicht bewusst, ich tat instinktiv, bis ich begann zu verstehen was ich wirklich tat. Von aussen her betrachtet scheint mein Tun manchmal als passiv, gar faul und ich brauchte lange, um diese Stempel nicht zu meinem Eigen zu machen, zu vertrauen da hinein, dass ich spürte welche Arbeit ich tat und diese war, ist gerade in dieser Zeit manchmal Knochenarbeit. Man kann sie nicht einfangen in Raster, festhalten auf Formularen, in das Sichtbare drängen durch das überprüfen von gestellten Leistungszielen, sie kommt an das Tageslicht, wenn die Zeit es möchte, wenn man durch die Oberfläche zu blicken vermag und die Geduld aufbringt um das Schauen in ein Stehen zu bringen, so wie es auch der Junge neben mir tut, ansonsten hätte er einen Halt gemacht bei den nackten Steinen, wäre nicht durch das erste Bild hindurchgegangen. Gut möglich, dass ihm dieser Einblick von einer anderen Kraft geschenkt wurde, gut möglich, dass er selbst diese innere Anstrengung unternahm und ich ihn da unterschätzte, nur sein, heutig normales Konsumverhalten, im Fokus meiner Betrachtungen hegte und somit andere Fähigkeiten in ihm mir gar nicht mehr ins Auge fielen.

Erst in meiner Lebensmitte verstehe ich warum ich solche Mühe hegte überzeugt zu sagen, dass ich eine Pädagogin sei- als stille Rebellion gegen das negative, in der Kindheit von vielen Menschen, Bild des Paukers, als Widerstand gegen die Reformen und stetigen Umgestaltungen der Bildungslandschaft, so rasch und viel, dass beim Betrachten kein Punkt, kein Strich mehr im Stehen und daraus wirksamen Werden belassen bleibt- ein Wirren, Irren und am Ende, welches niemals einem Ende entsprach, da man niemals in einer solch flinken Dreh-veränderungs-Politik an diesen Punkt zu gelangen vermochte. Das Neu darf niemals zu einem Alten werden, weil man den Wert der Vergangenheit und ihre Wirkungskraft als unnütz betitelt, dabei formt sich doch jegliches Jetzt aus dem Verflossenen und birgt somit eine Chance für uns, dass wir im Jetzt, welches schon vergangen, für die Zukunft bauen und reisst das Verstehen des momentanen Augenblickes ab, so hilft es die Reise in ein Dahinter zu tun, die Eindrücke in unseren Seelen aus dem Alten zu heben, die Zeitgrenzen zu überschreiten- es bringt uns ein tieferes Wissen über alle Dinge.

Als Wenderin beschreite ich einsame Wege, obwohl ich feste und manchmal ungesund grenzenlos, verbunden bin mit all den Energien der Welt, der Zeiten und Menschen, selten sind wahrhaftige, Verständnis bringende und anregende Gespräche mit einem Gleichgesinnten möglich.

Lang der Flur, staubig- trocken die Luft hier und das Licht matt, die Klarheit nicht gebend. Wir öffnen die Tür zu den kleinen Zellen, ein Fenster und Enge, welche nicht

abreißen mag und es uns nicht gestattet uns vorzustellen, dass da eine solch hohe Anzahl an Menschen eingeschlossen war. Wieder weiter, ganz hinten, auf der anderen Seite der weisse, reinliche Raum, wie eine Opferstelle ein Tisch, weisse Platten, einige schon abgebrochen, eine Vertiefung, dort konnte das Blut, der Urin, das Erbrochene, der Kot und die Tränen abfließen. Wie sauber die Platten schimmern an diesem Tag, als hätte ein Lappen sie poliert- diese Sauberkeit erstaunt mich und lässt mich erschauern, eine Tatsache, welche mich irritiert und nicht wirklich passend ist zu diesem Schlachttisch. Schritte weiter, neben dem weissen Raum zwei Kammern, dort das Regal für die Kartoffeln, die Menschen, wie schon in der ersten Baracke, daneben, in dem zweiten Raum Leere, eine bedrückende Schwere, eine Last, die dort gefangen gehalten wird.

Zwischen der einen Baracke und der Zweiten ein grosses, weisses Kreuz, ein Garten mit Blumen, dort wurde die Asche der Toten verstreut, damit das Gemüse besser wuchs- die Kinder schauen mich mit grossen Augen an, pressen die Lippen feste aufeinander, sie kämpfen gegen die aufsteigende Übelkeit, jetzt kann niemand mehr an die Chips denken, an das süsse Cola oder an den knallbunten Kaugummi.

Neben dem Garten der Ofen- dort brannten die Menschen, eine Barre, das Holz nicht mehr da, auch keine Asche mehr, leicht rötlich, verrostet das Metall, dunkel der Hintergrund, die beissenden Flammen nicht mehr sichtbar, schwarz wie die Nacht und noch tiefer, bis in die Unendlichkeit hinein. Nur wenig Fakten gebe ich den Kindern, kaum Zahlen der Toten, wozu auch? Eine solche Zahl würde niemals das Viele aufzeigen- in die Emotionen und Schwingungen sollte sie hinein und auch ich und dies geschieht, auch wenn sie sich dagegen sperren, verständlich. In all den Jahren, die ich stundenlang damit verbrachte, mich voll zu stopfte mit den Berichten aus der Hölle auf Erden, musste ich heraus Schälen, dass es an dem Drama nichts verändert, wenn wir jede Tat kennen, betrachtet auf den Bildern, in den Filmen, vielmehr brachte ein solches Schwächung, verstärkte das Ziehen in die Dunkelheit, in das Reich hinein wo die Gräueltaten ihre Heimat noch heute in den unzähligen Kriegen finden und sie sollen ruhen. Ein Grabstein vermögen wir noch nicht auf diese Stätte zu setzen, zu frisch, noch zu wirkungsvoll und lebendig- wirksam sind die Geschichten, formen uns noch im Jetzt, doch und gerade dies ist mein Beitrag, den auch die Kinder leisten und all die anderen Menschen, welche hier sind und gedenken, ich bin gekommen, um die Kraft zu wenden, einen kleinen Teil- viele Teile ergeben ein Grosses und irgendwann kann die Menschheit einen Stein auf die grosse Leiche legen, vielleicht wird es dann auch nicht mehr nötig sein, weil der Frieden und die Erlösung erlangt ist und wirksam befreit.

Zehn Minuten, hinter uns das Lager und die Kurven durch den Wald schaukeln uns in den Sitzen des Buses. Endlich das ersehnte Hotel, eine alte Gartenwirtschaft, einlandend um ein kühles Bier zu trinken und ein feines Stück Brot dazu, vielleicht auch eine würzige Wurst aus der Region. Verwaist dieser Ort, vor der Wirtschaft eine kleine Hütte, dort war das Gas. Die Mischung aus Bier, Ausgelassenheit, gar noch Tanzmusik, den grünen Tischen und Stühlen, einer Zigarette im Aschenbecher dampfend und dem Gas- Schritte zurück, zusammenbringen kann ich die Bilder nicht in meinem Kopf, ich ekle mich davor, dass ich weiss, dass hier Menschen freudig tranken und assen und daneben die anderen Menschen jämmerlich erstickten- es findet nicht zusammen, als würde ich versuchen Teile aus einem unterschiedlichen Puzzle zusammen zu fügen. Getrennt lasse ich sie in meiner Betrachtung liegen, auch wenn ich weiss, dass sie damals zusammengehörten, so wie das Gemüse absurd zur Asche der verbrannten Leichen, die weissen, sauberen Platten auf dem Op-

fertisch zu Blut und anderen Säften gehörten, ich bringe sie nicht zusammen, möchte mir auch diese Trennung lassen, eine Orientierung, eine kleine Klarheit, welche mich da hinein hoffen lässt, dass das Gute und Böse doch noch von einander getrennt existieren und sich nicht alles zusammenwischt, bis man keinen Unterschied mehr festmachen kann.

Müde lasse ich mich, in dem weichen Sessel des Buses sitzend, durch Frankreich ziehen. Unendliche Felder umzäunen die gerade Autobahn, noch einen Zwischenhalt in einem kleinen Dorf im Elsass, ein paar Schritte, in einem gemütlichen Restaurant ein Kaffee, die Jugendlichen jagen nach einem Etwas, welches man für kleines Geld kaufen kann. Spezialitäten aus dem Ausland, süß, ein Weichkäse im hölzernen Rund gehalten, eine speziell gelagerte und geräucherte Wurst, die Auslagen in den kleinen Schaufenstern, sie bieten fast alles an, was das Herz begehrt. Die verlockenden Angebote können mich nicht dazu bringen, dass ich kaufe, diesem Rufen gleichgültig gegenüber stehe ich da, gewiss ich erkenne die Mühe, welche hinter der Dekoration auf dem Ladentresen, sichtbar wird und doch, nach dem Sein in dem Lager, nicht weit von hier entfernt, hinter den sieben und sieben und erneut, wiederholenden sieben Tannen, ich empfinde gar ein leises Ekelgefühl, wenn ich mir ausmale, dass ich Käse, Wein, Wurst einkaufe, um sie später, wohl behütet, an meinem Küchentisch, zu essen- noch bin ich nicht bereit mich den feststofflichen Elementen freudvoll hinzugeben, auch wenn ich weiss und dieser Augenblick muss, darf kommen, dass ich wieder geniessen werde.

Energiearbeit und das Lager mit seiner dunklen Geschichte ist in Bewegung, froh bin ich darüber, denn ein solcher Ort darf nicht in den Stillstand der Vergessenheit geraten, entlassen aus dem Menschendasein, dessen Aufmerksamkeit. Feste sind wir mit dem Alten verwoben überschreiten wir den Zeithorizont und diese Verbandlung, sie fordert ein Tragen der Verantwortung ein. Die einen Menschen geben die Antworten in diesem oder anderem Land, in diesem oder einem anderen Thema, Bereich, auf diese oder eine andere ganz persönliche Art und Weise und ich, hingeführt, getragen von den Erlebnissen, Taten und Unterlassungen aus meinem Dasein in einem vorigen Leben. Noch kann ich nicht all die kleinen Teile zu einem Ganzen, einem lückenlosen Lebensweg zusammen- erinnern und erschauen, einen solchen Anspruch hege ich auch zu keiner Stunde, denn ich vertraue da hinein, dass nur das sich in den Lichtkegel meiner Aufmerksamkeit und Wahrnehmung hebt, was von Bedeutung ist, die anderen Geschichten dürfen ruhen in der Dumpfheit der Vergessenheit, um sich, für sie auserwählte Richtung, zu bewegen. Längst habe ich aufgehört an diesen Schranken zu rütteln, versucht das Versunkene in mein Erkennen zu zwingen und seit ich davon abliess ist es bedeutend einfacher- was mir überlassen bleibt und darin liegt mein Tätiges, ob ich achtsam mich öffne gegenüber dem was kommen mag aus der Vergangenheit oder ob ich mich dem gegenüber verschliesse- in meinen Augen wäre es töricht mich zu verschliessen, es würde einem mich Abschneiden aus einem sinnvollen Ganzen gleichkommen und ich möchte nicht herausfallen aus dem zeitlosen Unendlichen.- Und blicke ich in einen Menschen hinein, wie oft ich dies bei den Kinder betreibe, da weiss ich das Geburtsdatum auf dem Deckblatt sauberlich aufnotiert des persönlichen Dossiers, da weiss ich, wann sich die Seele begann mit der neuen Leibeshülle zu verbinden, kann, dies in einem sehr dehnbaren Rahmen festmachen, wie weit die körperlichen Entwicklungszustände sein müssen, doch das Alter einer Seele, des innersten Kernes gelang mir noch nie auf eine genaue Zahl zu setzten. Wie aufgeblasen es mir erscheint, wenn wir dann, gross wie wir sind und erwachsen uns denken, glauben die Legitimation zu haben dem Gegen-

über sagen zu dürfen, dass wir wissen wie die Welt sich zu drehen hat und zurück kommen Ausdrücke, Worte, aus jungen, grossen Kinderaugen, über zarte, unverbrauchte Lippen, die uns ins Stocken geraten lassen, weil wir fühlen, dass sie alt, gar älter als wir sind- wenn wir nur offen hinein-lauschen. Ein Schritt zurück und auch ich musste schon mehrfach erfahren, dass ich in so manchen Teilen meiner Person sehr jung bin, in dem jedoch darauffolgenden Augenblick auch wieder alt, an manchen Stellen schon sehr alt, müde, fast an dem Rand stehend, dass es entlassen-werden kann, ich den Königsweg dort beschritten habe, geübt in all den Leben die mir gegeben wurden. Wie kleine Spiegel, wie Ansporne rühren mich Begegnungen dieser Art an- genau so frei- unbekümmert möchte ich lachen können, genau so vertrauen, ohne einschnürendes Bangen in meiner Brust und beirrende Gedanken, die so manches Gaukelbild zusammen-zimmern können. Angekommen, mit Zufriedenheit gesegnet und zugleich, mir andere Regionen meiner Person bewusst, auf einem langen Weg hin in die Vollendung. Manchmal male ich mir aus, dass ich das erste Mal hier auf Erden sei, keine Abdrücke in meiner Seele trage- eine weisse Fläche, nur mit dem Hauch der ersten, frischen Bestimmung angehaucht- ein solches Sein und Wandeln stosse ich dann weit von mir, denn ich wäre nicht ich, der Zoll, das eigene Ich, wäre mir zu hoch. Essenzen aus Epochen wecken in mir eine Verbindung, ein Empfinden der Heimat, anderes wieder lässt mich unberührt, liegt weit im Aussen von mir, ich erfasse es wie leere Hülsen aus mir einem Fremden, sie vermögen mich in keine Schwingung zu versetzten. Wie heilsam, Ruhe einflössend, Heimat spendend sind Augenblicke, wo sich zwei Menschen finden, welche durch so manch gleiche Essenz aus vorigen Leben in Verbundenheit stehen, ihre Seelen, durch das gegenseitige Erkennen beginnen zu schwingen und küsse ich meine Frau, halte sie bergend in meinen Armen, lausche ihren Worten, betrachte ihr Unterwegs-sein in dieser und mit dieser Epoche, mit all den Fragen, welchen sie versucht ihre Antworten zu geben, so fühle, erkenne ich deutlich tief in meinem Herzen und meinem Geist, dass wir uns wiederfanden in diesem Leben, damals schon im Frieden und heute erneut, dies setzt unglaubliche Ressourcen frei. Dieses Jahrhundert, diese Gesinnung, von dem wir Zeugen und Umgestalter sind- nach was für Seelenfähigkeiten ruft diese Schwingung, aus was wurde und wird sie geprägt, wo fand sie ihren Anfang und wo ihr Ende, wenn man diesen Punkt jemals erreichen kann? Gibt es Seelenfähigkeiten, welche, egal wie das Zeitpendel sich hin und her wiegt, immer benötigt werden?

Irgendwann werde ich nach Deutschland fahren, die Allee suchen, welche ich noch nie in diesem Leben gesehen habe und doch ich kenne sie. Bis in den Fluchtpunkt muss ich mich nicht wagen, auch darf ich nicht im Nebel des Herbstes oder in der klirrend-kalten Winterszeit reisen, ein Verbot für diese Zeit liegt unerschütterlich auf mir, weil ich mich davor fürchte, was aus den Urtiefen meiner Seele aufsteigen könnte- wie mich der alte, eigene Teil erschüttern könnte. Diese Reise wird ein erneuter Brückenschlag sein in das vergangene Leben, ein Aufsuchen meiner anderen, einstigen Heimat, um ihr einen Lob auszusprechen, ein sichtbares Zeichen zu geben:., Ich habe dich vernommen und danke dir für alles was du mich lehrtest.“

Die Kerze meiner Grossmutter zündete ich an, tropfte etwas Wachs auf den Tisch und brachte sie so zum stehen. Klein war die Flamme und doch erhellte sie den Raum. Schweigend sass ich da, starrte auf das Licht. Sollte ich es wie bei dem Vogel meiner Mutter machen, mich aus meiner Kammer schleichen und durch den langen Flur gehen, die Türen öffnen und sie in die Freiheit entlassen, doch wohin, denn vor

der Baracke war keine Freiheit, wieder die Zäune, die hohen Türme, worauf die Soldaten hockten und schauten, die Scheinwerfer, die suchten und der Strom im Stacheldraht. Erschiessen würden sie alle und mich dazu, was für eine Freiheit, was für eine kleine Freiheit?

„Was für eine Freiheit?“ huschte es über meine Lippen und ich wurde mir bewusst, dass auch ich mich in einem Gefängnis befand und wieder die Übelkeit in meinem Magen, vermischt mit den Schreien und dem Jammern der Menschen in den engen vier Wänden, nur ein paar Schritte von mir entfernt und - näher ging ich zum Fenster, öffnete es weit und erkannte in der einen Baracke helles Licht. Von dort her konnte ich Männerstimmen vernehmen, sie sangen Lieder, lallten sie, die Zungen schwer von dem klaren Schnaps, den man hier wie Wasser trank, um sich zu betäuben.

„Willst du eine Zigarette?“ sprach mich ein Soldat von der Seite her an. Ich zuckte zusammen, denn ich hatte ihn nicht gesehen. Ich nickte stumm, er reichte mir einen Glimmstängel und strich das Streichholz über die raue Fläche der Schachtel.

„Danke“, flüsterte ich.

„Oh der kleine Soldat kann sprechen, bravo. Geniesse sie“, antwortete der Soldat, zog an seiner Zigarette, dass im Rot der Glut sein Gesicht deutlicher sichtbar wurde. Ein älterer Knabe, mit dunklen Augen, die liebevoll schimmerten, fast etwas Behütendes trugen sie in sich und gerne hätte ich mit ihm gesprochen, doch ich wagte mich nicht, denn hier konnte man nie wissen wenn ein Wort zuviel war. Er schien mein Bedürfnis zu fühlen und drehte sich ab, warf den Zigarettenstummel auf den Boden ohne ihn auszudrücken und machte weiter seine Runden. Lange noch hielt ich meinen Blick auf der Glut, zählte innerlich, bis sie erlosch, dann suchte ich nach dem Soldaten in der Nacht, tastete mit meinem Schauen das Aussen ab, doch konnte ihn nicht mehr finden. Wie ein Gespenst war er mir vorgekommen, erst erschrak ich mich, doch dann, noch an die Soldaten am Fenster denkend, als ich mich übergab, wie Gespenster, huschte es wieder durch meinen Kopf und vielleicht musste es an diesem Ort so sein, dass die Menschen zu seltsamen Wesen wurden, da und doch nicht mehr wirklich da. Konnte es sein, dass all die Gefangenen auch Geister waren, entstiegen aus einem Traum, aus meinem Traum und die kleinen Kammern neben mir in Realität leer waren? Leise öffnete ich die Tür, ging auf den Flur, das Jammern und Schreien war noch zu hören, doch leiser, vielleicht nur eine Erinnerung an meinen Traum und ich noch nicht erwacht. Sachte legte ich meine Hand auf die Türfalle: „Jetzt sie drücken, den Schlüssel drehen und schauen ob die Geister aus meinem Traum entstanden noch da waren, nur kurz schauen, dies kann doch keine Strafe einbringen.“

Ich legte mein Ohr an die Tür, die Stimmen waren da, sie waren real und auch wenn ich mehrfach mit meinem Kopf wackelte, mir die Ohren säuberte und die Augen rieb, mich sogar kniff, sie blieben, sie blieben und sie blieben nochmals. Erschrocken wich ich zurück, hielt einen Augenblick inne und rannte, als würde ich von einem bösen Feind verfolgt in meine Kammer zurück. Feste schloss ich die Tür hinter mir zu und presste mich an die Wand.

„Nein, nein, nein“ stammelte ich, sank langsam zu Boden, zog meine Beine dicht an meinen Körper und umschlang sie mit beiden Armen. Ich bebte wie damals als ich den Vogel ins Freie entliess, furchtbar kalt war mir, obwohl es mitten im Sommer war.

„Bestimmt dürfen die Menschen wieder raus, du wirst sehen“, sprach ich in den Raum, knallte mit meinem Kopf mehrmals gegen die Wand und blickte mit Tränen in den Augen in die helle Flamme der Kerze.

Der Schmerz stach in meinem Kopf, wie kleine Nadeln, erst leicht und dann anwachsend mit jedem dumpfen Schlagen gegen die Wand.

„Aufhören“, brüllte eine Stimme, ich hielt inne, schaute in den Raum, dann in das helle Licht der Kerze. Verschwommen nahm ich, getrübt durch meine Tränen in den Augen, eine weite Landschaft wahr, golden die Felder, den weiten blauen Himmel über mir. Die Wände der Kammer liessen eine grosse, unbegrenzte Bühne entstehen und ich sass mitten in dem Bild. Schlagartig wurde mir bewusst, wo ich mich da befand, zurück fand ich in einen Teil der Reise an diesen Ort, wo ich mich jetzt aufhielt. Von meinem Hof gegangen, den Weg in das Lager von mir gerissen, verloren, stand er nun da, gross, farbenbunt, eindrücklich und kraftvoll, als wollte er mir etwas geben, mir bewusst machen, dass ich da etwas bekommen hatte, ein Geschenk, welches ich nicht wahrnahm und erst jetzt in meiner Seele begann zu fühlen, die nähernde Botschaft und Wichtigkeit für mich verstand. Voller Angst war ich gegangen, hinein in das Ungewisse, wofür ich keine Bilder besass, so wie es vielleicht die anderen Soldaten besaßen, dies als Mutspender, als Antrieb für ihr Handeln, betrachtet bei all der Propaganda für die Augen und die Ohren, die an einen herangetragen wurden, erfunden von der Führung. Die Angst, dieses Fehlen der Bilder und Worte, der Schlachtrufe, es packte mich in Watte, so, dass ich, einer Bewusstlosigkeit nahe, die Reise tat, lief, stand, mich von dem Zug ziehen liess und nun, in der kleinen Kammer gefangen, da roch ich den Sommer in meiner Heimat, das geschnittene Korn, hörte den kleinen, frechen Bach nahe bei meinem Ohr und wusste, dass es nur ein paar Schritte von mir bedürfte, um das Kühlende zu erreichen. Mein Kopf schmerzte zu sehr, dass ich die Bewegung zu dem Bach hätte machen wollen, nur stille, regungslos wollte ich sein und schloss ich meine Augen, so wurde die Landschaft nicht von mir fortgerissen, sie blieb als meine Erinnerung, tief in meine Seele und mein Gedächtnis eingegraben. Kraft und Ruhe tropfte in mich hinein und ich trank gierig davon, als hätte ich schon viele Jahre kein Wasser solcher Art erhalten, als würde ich bange fürchten kurz vor dem Hungertod zu stehen- vielleicht, und dieser Gedanke kam mir wie ein Hoffnungsschimmer am dunklen Horizont vor, war der leibliche Tod, wie damals, als mein Vater wutentbrannt mit seinem Ledergürtel mich zu züchtigen versuchte, die Ohnmacht, eine Möglichkeit mich von diesem Ort zu entfernen, mich nicht in eine Schuldigkeit zu begeben- wieder die Allee und dahinter das Paradies, nur weit musste ich gehen und daran glauben, niemals den Glauben verlieren, auch wenn ich darin alleine war und andere sagten, dass dies einer kindlichen Fantasie entspräche. All diese Worte von mir stossen, die Ohren verschliessen und weiter durch die Allee und wie kühl es dort war unter dem Schatten der hohen und alten Bäume. Kraft war mir das Bild meiner Heimat, jedoch nicht gepaart mit dem Anspruch sie im Feststofflichen zu halten, sie zu erhalten, sei es auch mit dem Töten eines anderen Menschen, der geglaubte Anspruch auf diese, meine Heimat zu haben. Zu sehr hatte ich verstanden, dass man verlieren konnte und doch gab es keine Gewalt, welche vermochte die Bilder, Düfte, Klänge meiner Erinnerung zu entreissen, nicht einmal mein eigenes Sterben. Eine Quelle der Kraft besass ich in der Kammer, niemand wusste davon und so sollte es auch stets bleiben, mein Geheimnis, welches feste verschlossen ich hielt, denn es drohte mit jedem Sprechen das Heilige matter zu werden- ich hielt es in Händen, hielt es in meiner Seele und ich trank an diesem Brunnen Stunde um Stunde, um müde auf den Boden mich zu legen, mit meinen Fingern über das raue Holz zu streichen, als liebteste ich meine geliebte Heimat und wie würde es sein die Haut einer Frau zu berühren, ihr Haar, gar ihre Lippen? Nicht irgendeine Frau, gewiss nicht, dafür war ich zu scheu, dafür ehrte ich die Wärme der Liebe zu sehr, dass ich sie wahllos verschleudert hätte- nein, meine Frau, die mit dem Funkeln in den Augen mir ein Ja darreichte und ich ihr in meiner Antwort ebenfalls ein Ja schenkte. An diesem Ort, umgeben von Stacheldraht, den

hohen Tannen, die schwer und dunkel an dem Hang schwiegen, unter all den Soldaten und den anderen Herren, welche einen höheren Rang inne hatten, da- wie sollte mich da meine Frau finden und ich sie? Ein Sehnen, schmerzhaft ergriff meine Brust und die bange Angst sie niemals zu sehen, niemals mit ihr die Felder fühlen zu dürfen und schweigend den blauen, unendlichen Himmel bestaunen zu können und doch konnte ich die Angst nicht siegen lassen, lenkte mein Empfinden auf die Hoffnung und den Glauben, dass ich irgendwann, nach diesem Ort, ich neben ihr stehen durfte und ihr den Ring an den Finger streifen. Ein Ja dachte ich ihr schon zu dieser Stunde entgegen und so wie die Landschaft in meiner Kammer Kraft spendete, so reichte mir auch die Vorstellung meiner Ehefrau Stärke dar. Noch jung war ich, wozu mein Blut opfern für ein Land, welches ich liebte, schon in meinem Herzen, trotz Krieg, besass? Wozu meine Jugend einem Kampf opfern, den ich nicht verstand und ihn auch nicht versuchte zu verstehen, denn es war nicht der Meinige gewesen, niemals. Jung war ich noch und diese Tatsache liess mich glauben, dass ich doch noch leben würde, nicht an diesem Ort, nicht in dem Jammern und dem Schreien, leben mit meiner Frau und Kindern, in Liebe und Frieden. Wie mochte dies sein, dass die Soldaten sich verirrt auf den fremden Lippen der Frauen, sich, im Rausch der Drogen oberflächlich verschenkten, ohne ihre Seele dabei zu geben, ohne das Wahre zu finden, eben nur Lippen, Haut und eine schale Lust, die das Weite und Tiefe einer wirklichen Verbindung zwischen zwei Menschen nicht kannte. Manchmal stellte ich mir die Frage, ob nicht auch ich die roten Lippen küssen sollte, nur, dass ich geküsst hatte, nur, dass ich die Haut einer Frau gefühlt hatte? Ich konnte nicht, auch wenn schmerzvoll, tröstlicher, ohne diese Erfahrung gemacht zu haben, zu sterben- rein, mich aufgehoben für den Akt der Liebe und das Jung-sein meiner leiblichen Hülle, es liess mich hoffen, glauben, dass ich noch Jahre besass, um das zu leben, was ich mir so sehr ersehnte- in der Zwischenzeit und dies war es mit Sicherheit an diesem Ort, eine Zeit, die zwar auf den Uhren verstrich und doch war sie eine andere Zeitmessung, trennte sich meine Hülle von der Seele und ich verweilte in der Landschaft in meiner Kammer, versank in ihr und war schon gar nicht mehr hier, existierte in anderen Bildern, hatte mich abgetrennt um das Hier zu ertragen. Staunen darüber, wie einfach es mir gelungen war zu gehen und nicht einmal sterben musste dazu, nur die Banden, die verflochten, lösen, lockern und weg war ich, ohne, dass es ein Gegenüber bemerkte. Ein Mensch, der mit seiner Seele nicht mehr da war, der konnte gewiss auch keine Schuld auf sich legen, der wurde nicht zu einem Mörder, denn der, der das Verbrechen durchführte, er war nicht mehr da, nur die Zellen, die Knochen, das Blut, leer, entseelt und doch ein kleiner, nagender Zweifel an der Richtigkeit meines Gedankengebildes blieb bestehen. Ich rieb mir die Tränen aus den Augen, befand mich in der Kammer, durch die Wände entzogen sich die Felder, der kleine Bach verstummte. Entsprach es nicht auch einer Schuld zu schweigen, keine Handlung zu vollziehen, zu stehen, zu schauen, eben nicht die Tür zu öffnen und wäre dies das Richtige gewesen, da doch dort die Menschen standen, lagen, auf scheussliche Art verreckten, welche die Träger von all dem Unheil waren, wie man versuchte es uns als Wahrheit zu vermitteln, dies schon eine lange Phase. Ein Ringen in mir, denn das Herz sagte, dass ich die Türen öffnen sollte und eine andere Stimme flüsterte in mich hinein, dass diese Menschen sterben mussten, um das Dunkle, all das Elende von der Welt zu verbannen. Sie trugen das Übel, als Auserwählte und war es nicht auch eine Gnade dies zu tun, an das Kreuz geschlagen zu werden, für all die Sünden der Menschheit? Ich verneinte mit einem Kopfschütteln, fuhr mir durchs Haar:., Nein, nein, diese Idee, dieser Plan der Vernichtung war ein Falscher.“

Ich befand mich, naiv, ohne Auflehnungskraft in mir, schon mitten in dem Falschen und versuchte ich nach einem Ausweg zu suchen, so wurde mein inneres Tun rasch zerschmettert, denn gefangen war auch ich. Schlafen wollte ich, weg, vergessen, nur vergessen, obwohl ich das Grauen noch gar nicht ohne Maske gänzlich erkannte, doch es schwebte, ohne Namen, ohne klare Konturen in der Luft, wie ein Gewitter, welches man nahen fühlt, obwohl der Himmel sich noch freundlich malt. Jung war ich- schoss es mir, beinahe schlafend durch den Kopf und liess mich erzittern. War das Jung-sein wirklich ein Garant, ein Schutz dafür, dass man nicht sterben musste? Wie oft vernahm ich von den jungen Soldaten, die von einer Kugel getroffen von dieser Erde schieden und hier? Hier flogen und durchschnitten die Kugeln nicht die Luft in meine Richtung, da war der Galgen nicht für meinen Hals bestimmt, weil ich auf der scheinbar richtigen Seite mich befand, jedoch die Trennlinie, von Richtig und Falsch, sie war hauchdünn und wer sie malte nicht sonderlich beweglich was den Verhaltenskodex anbelangte. Tat man einen Blick in die andere Richtung, einen kleinen Schritt, ein Wort oder auch nur ein ausgesprochener Gedanke, so ahnte ich, dass es geschehen konnte, dass man umkam und dies durch die eigenen Kameras. Nicht weiter durfte ich meine Stärke mit all den Gedanken schmälern lassen. Ich brauchte gänzlich zu fühlen, wie ein Felsen in dem Sturm, dass ich jung war und ich aus diesem Grund nicht sterben würde, niemals, niemals und ich wiederholte diese Worte, bis sie leiser wurden, verstummten und in ihrem Stillen mich weiterhin gnädigerfüllt trugen, als läge ich in einer Wiege, weiter und weiter durch meinen vergessenden Schlaf.

Aufschrecken in der Nacht, als hätte jemand Alarm geschlagen, doch ich fand in solcher Eile nicht wirklich in mich zurück- benommen sass ich auf der Bettkante, eingehüllt in die Uniform, die mich mit ihrem kratzenden Stoff schützte und zugleich beengte. Eine Hülle für einen leeren Menschen. Ich war versucht diese Kleidung mir verhasst zu denken, hielt gedanklich inne, schämte mich dafür, denn ihr hatte ich es zu verdanken, dass ich auf der Strasse bewundert gegrüsst wurde, dass meine Eltern Stolz für mich empfanden, auch wenn ich diese Regung nicht wirklich nachvollziehen konnte, doch sie tat gut. Propaganda, die grellen Farben der Poster, der Fahnen, sie überfielen mich, formten Kreise, wie abertausend Karusselle vor meinen Augen, niemals begann meine Seele dabei sonderlich in Schwingung zu geraten, noch weniger bei den Reden des Führers, der voller Leidenschaft an sein Volk sprach, alle mitriss, als besäße er eine Zauberformel- mir kam er zu extrem vor, zu aggressiv und sein Hoken des Juden, immer wieder dieses Wort, als Antwort, Zielscheibe und Lösung aller Probleme. Nachvollziehen vermochte ich es nicht, so verstand ich es nicht wirklich, auch wenn ich unzählige politische Diskussionen mitverfolgt hatte, dass es uns tatsächlich so übel ging, als Begründung für unseren Krieg. Dies mochte wohl mit daran liegen, dass ich auf einem Hof lebte, wir stets mehr oder weniger Nahrung hatten und wenn es einmal weniger wurde, so war kein Mensch daran schuld, sondern vielmehr das Klima und gegen dieses vermochte man nicht in einen Kampf zu gehen, dieses musste man gezwungenermaßen akzeptieren. Der Jude, ich kannte keinen und wenn, so wusste ich es nicht mit Sicherheit, denn die Religion spielte keine Rolle für mich und friedlich lebten wir stets zusammen auf dem Hof, als Christ, Jude- als Mensch. Ein Hauch von Wut schnürte mir die Kehle zu bei dem Gedanken und der Tatsache, dass ich gezwungen wurde hier zu sein, für einen Kampf, den ich nicht einsah und nicht wollte- zwangsverordnete Zwischenzeit.

Schlagende Stiefelschritte auf dem Flur und Männerstimmen, dann ein Klopfen an

meine Tür: „Komm raus du Schlafmütze.“ Ich zuckte zusammen, knüpfte meine Jacke zu, strich mit meinen Fingern durchs Haar und riss die Tür auf. Der Soldat, welcher die Menschen gestapelt hatte in den kleinen Räumen und der ältere Mann, mit dem ich eine Zigarette geraucht hatte, standen da, drehten sich um und liefen in Richtung der Zellen, ich schwankte ihnen nach, unbeholfen. Schon hörte ich, wie sie die erste Tür öffneten, ein beissender Geruch aus Urin, Kot, Schweiss, Blut, Erbrochenem und einer Prise Süsse, die ich vom Hof her kannte. Ich wusste woher er stammte, es war der Geruch von verwesendem Fleisch- er drückte sich aus der Zelle.

„Pfui Teufel, so riecht also der Abschaum“, schrie der eine Soldat und kniff sich mit dem Daumen und dem Zeigefinger die Nase zu. Der Ältere kramte nach einem Taschentuch in seiner Hosentasche und legte dieses auf seinen Mund und ich- ich stand regungslos da, weit weg, noch nicht angekommen nach dem tiefen Schlaf, schwankend der Boden unter meinen Füßen, schwankend ich selber, nicht fähig den Gestank zu riechen, nicht fähig die Worte wirklich zu vernehmen, die als Befehl an mich gerichtet waren: „Geh rein und hole den Unrat raus, wir brauchen Platz, bald kommen Neue, he du, he...“ Ein Stoss in meine Seite mit dem Ellbogen, ich nickte, tat einen Schritt in Richtung Zelle, schloss meine Augen für Sekunden und stand in dem engen Raum. Erst öffnete ich meine Augen nur für einen kleinen Spalt, dies um mich mit Langsamkeit an den Anblick zu gewöhnen.

„Langsam, nicht gleich das volle Grauen der Seele servieren“, dachte ich und am liebsten wäre ich blind in diesem Moment gewesen, der Gestank reichte aus, um tausend und abertausend Bilder in mir zu erzeugen, da brauchte ich nicht noch zu sehen.

„Schlaf nicht du Weichei, hol die Leichen raus, mach schon“, schnauzte mich der eine Soldat roh an, nochmals ein Hieb, ich sackte zusammen, strauchelte und stiess mich mit der flachen Hand von der Wand ab, bis ich wieder in den Stand kam. Wer gab ihm das Recht, denn auch er war in dem selben Rang, mich so zu behandeln? Ich erkannte erst jetzt was da in dem kleinen Raum war, einige Menschen standen regungslos wie Puppen, andere lehnten sich an die Wand, andere sassen auf dem Boden, dann wieder andere die lagen, die Augen offen- gross und angsterfüllt und es brauchte eine Weile, bis ich begriff, dass darunter sich auch die Toten befanden.

4. Begegnung der Liebe

Es war die Kammer, die Letzte, ganz hinten am Flur gelegen. Der Soldat schloss die Tür auf, wieder der Gestank, den wir schon gar nicht mehr als einen Solchen wahrnahmen, abgestumpft unsere Geruchsnerven nach all den Stunden Arbeit in den Zellen. Feinsäuberlich schleppten wir die Toten ins Freie und wenn ich bei den ersten Leichen noch unbeholfen war, so lernte ich rasch diese Aufgabe zu beherrschen, dabei brauchte man nicht zu denken, dies wäre gar hinderlich bei dieser Tätigkeit gewesen, einfach tun, ziehen, tragen. Wir luden die Toten auf einen Karren, der vor dem Gebäude bereit stand und von anderen Menschen abgeholt wurden- wohin man sie brachte wusste ich nicht, ich wagte es auch nicht zu fragen, wohl aus Furcht vor einer Antwort und weil ich glaubte, dass es mir nicht zustand, ein solches Wissen zu besitzen- und, weil ich mich nicht noch mehr mit Informationen beladen mochte, die Bilder, welche sich mir in den kleinen Zellen darboten, sie reichten mir weit, sättigten mich bis an den Rand hin und noch darüber hinaus, so sehr, dass mich wiederholend ein Würgen überkam, ich mich aber nicht übergeben durfte und einfach, als wäre ich eine seelenlose Maschine, weiter schleppte und sie in das Aussen trug. Nicht wirklich den Blick weiten, nicht mehr wirklich atmen, den Kopf gegen den Boden gerichtet und die Hände nach den kalten, starren Gliedmassen tastend und greifend. Gut möglich, dass wir manchmal auch einen Arm, einen Fuss anpackten, der noch einem lebenden Menschen gehörte, der jedoch die Kraft verlassen hatte, um sich zu wehren, um ein kleines Lebenszeichen von sich zu geben, wozu denn auch, denn war man tot, so konnte man die Zelle verlassen, lag später, als Hülle auf dem Karren, wieder in einer Enge, wie in dem Raum, doch die wärmende, fast beissend, heisse Sonne über sich und die Aussicht auf Entlassung von diesem Ort. Gewiss hätte auch ich mich tot gestellt, um so auf den Karren zu gelangen, mit dem leisen Glauben an eine Flucht, auch wenn ich wahrlich nicht gewusst hätte wie- mich einfach vom Karren fallen lassen, irgendwo in einer Wegbiegung, doch wie und würde ich dazu, nur zu einer solch kleinen Drehung in den Fall, noch die Kraft besitzen und dann... liegend in dem Staub, mitten in diesem dunklen, unendlichen Wald, der ohne Wege, nur Grün und Erde, nicht abreissend nur Grün und Erde. Tausendfach besser dies, als die Enge in der Zelle, tausendfach ein würdevollerer Ort um den Übergang in die geistige Welt zu vollziehen.

Schon war die letzte Kammer fast leer, die Leichen zählte ich längst nicht mehr, weil ich mich schonen wollte, das Schockiert-sein durfte ich mir nicht leisten, dies verschob ich in einen späteren Augenblick, sehnte mich sehr danach, denn ich fühlte deutlich, dass ich diese Stille und Einsamkeit brauchte, den Raum, um meinen Tränen eine Möglichkeit zu geben aus mir zu fließen, mich für Sekunden zu reinigen, wieder etwas Leichtigkeit zu erlangen, auch wenn ich mir fast gewiss war, dass sie bald wieder mit der Schwere des Grauens belastet würde. Durchhalten musste ich, auf die Zähne beißen, mit meinem Kopf runter und durch, wie damals, wenn wir verschwitzt das Stroh auf dem Feld einfahren mussten, stets in einem Wettlauf gegen die Zeit, gegen ein nahendes Gewitter. Schon brannte die Haut von der beissenden Sonne, schon schmerzten die Arme von der Arbeit, die Füße trugen ohne Empfinden und die Augen trännten, weil sie das Helle kaum noch ertrugen. Durchhalten, irgendwann fand auch dies ein Ende, dachte ich mir, griff nach der einen Hand und merkte sogleich, dass sie noch Wärme in sich trug. Ich zuckte erschrocken zusammen, liess sie jedoch nicht los, tastete scheu mit meinen Augen erst den Boden, dann die Füße, die Beine, den Bauch und die Schultern ab, bis ich innehielt, als

müsste ich eine Hürde überspringen, denn ich besass, gerade durch mein Sein als Soldat, nicht mehr das Recht in das Gesicht der Menschen in der Zelle zu schauen. Huschend war mein Blick, als flöge ich kurz über die Augen, welche mich ruhig anblickten. Ruhe, Tiefe, Wissen, tauchten die Worte in mir auf und ich war versucht nochmals zu schauen, doch ich durfte es nicht, die Scham machte mich starr und so stand ich da, regungslos, ohne klar darüber wissend zu sein, was ich nun zu tun hatte. Viele lebten noch in den Zellen, sie jammerten leise, kaum noch hörbar vor sich hin und man wusste, liess sie- hier war ich in die Irre gegangen, griff nach einem warmen, lebendigen Menschen, nach einer jungen Frau, die schweigend, jedoch mit unendlichem Wissen in ihren Augen tragend, als wäre sie eine weite Zeit alt, immer und wiederkehrend auf die Erde gereist und entstiegen, in einem rhythmischen Auf und Nieder, auf dem Holzboden sass und mich anschaute, offen und ohne Scheu, ohne Wut und Bitterkeit in sich bergend und sie antreibend zu hasserfüllten Gedanken, Taten. Entfernen aus der Zelle konnte ich mich nicht mehr, denn der grobe Soldat stand im Türrahmen und überprüfte meine Arbeit. Sie zog mich, als wäre ein Zauber über mich gefallen, in ihren Bann. Erklären vermochte ich mir diesen Zustand nicht, neu und zugleich alt malte sich dieses Empfinden in mich und erst versuchte ich es, wie ein Samenkorn, welches gerade am Aufbrechen war, von mir, aus mir zu reißen. Wie konnte es sein, dass gerade an diesem Ort, in der letzten Zelle mich dieser Bann erfasste, durch einen Menschen, der, folgte, glaubte ich der Propaganda, das Dunkle und Übel in sich trug? Es wäre mir lieber und gewiss auch einfacher gewesen, wäre dieses Beben in meiner Seele an diesem Ort nicht zu mir vorgestossen oder hätte es ein blondes Mädchen in mir in Bewegung gebracht, doch es war diese magere Frauengestalt, auf dem Boden sitzend und mich mit offenem Blick betrachtend. Sie schien keine Angst vor mir zu hegen, obwohl ich doch auch diese beissende Uniform trug. Durchdringen meiner Hülle vermochte ihr Schauen, tiefer in meinen Kern eindringend, um dort auf mir liebevoll auf den Saiten zu spielen. Sie war meine Sehnsucht gewesen, die ich namenlos in mir trug, als Junge und später auch in den finsternen, einsamen Stunden in meiner kleinen Kammer, vor dem kleinen Licht der Kerze sitzend und scheu, schon fast zerbrochen, hoffend, glaubend, dass mich jemals meine Frau finden und lieben würde, eine lange, sehr lange Zeit. Wärme brach aus dem kleinen Keim, erst wie ein ferner Stern weit in meinem Hinten, langsam in meinen Magen sich schleichend, mein Herz umschmeichelnd, bis ich anwuchs und den ganzen Raum ausfüllte, mit dieser hellen, lichtsatten Kraft die junge Frau umarmte, ihr über den kahlen Kopf strich, obwohl ich leiblich starr dastand, gefangen in einer anderen Welt, die mir die Pflicht brachte, ausgesprochen durch die Befehle und die Rolle als Soldat, die Leichen aus dem Raum zu schleppen, sie gefühllos auf den Karren zu werfen, sie, sollte sie noch einen Hauch von Leben in sich tragen, mit eisernen Kälte zu töten. Wie lange würde ich es noch schaffen diese Schuld nicht auf mich zu laden, nicht mit meinen Händen zu töten, nur in der Unterlassungsschuld mich bewegen, die mit jedem Tag in mir an Schwere zunahm und mich drohte oftmals unter ihrer Last zu erdrücken, mir ein Selbstekel zu lehren, der mehrfach an dem Gestank, dem Gemisch aus Erbrochenem, Kot, Urin und Verwesungssüsse, welche aus der Zelle stieg, überschritt. War es denn wahrhaftig eine Unterlassungssünde gewesen, die Türen nicht zu öffnen, somit dem Jammern, dem Schreien und dem Todeskampf der gestapelten Menschen keine andere, heilere Richtung zu geben? Entsprach es meinen Fähigkeiten sie in die kurze, bis zu dem Stacheldraht hin, bis zur Kugel hin, Freiheit zu entlassen, wenn ja, so verdammte ich meine Feigheit, doch ich wollte leben, leben für mich und die Liebe, die ich mir so sehr ersehnte und in der letzten Zelle, ganz am Ende des Flures erhielt. Ich wusste

nicht, ob mich die magere Frau liebte, wie denn auch, war ihr Herzen so gross und stark, um einen jungen Mann, eingehüllt in die Uniform des Mörders, stinkend, schuldig bis an den Rand hin, sich selber schon fast zerstörend durch den Eigenkel, den er empfand, zu lieben, all die Trümmer zu durchstossen, um an den wahren, verletzlichen Kern vorzustossen? Wie golden, beruhigend es für mich gewesen wäre, wenn ich von ihr ein stimmliches Ja vernommen hätte, doch ihre Lippen blieben verschlossen und so begnügte ich mich mit dem Empfinden, dass ich sie liebte, in stiller Hoffnung auf den Augenblick, wo sie mir ihr Ja schenken konnte und war es nicht an diesem düsteren Ort, so gewiss in lieblicher Helle- die Zeit ausdehnend, gar in einem anderen Leben. Hier vermochte sie das Ja nicht über ihre Lippen zu bringen, aus Unkenntnis meiner Sprache, aus Müdigkeit, aus Schutz von mir, denn der grobe Soldat hätte wutentbrannt mit seinen Fäusten auf mich eingeschlagen, hier konnte sie es nicht in Worte bringen, weil es nicht zu dieser Zelle passte, ein Raum, der weit von der Liebe entfernt war, vielmehr den Hass, die Schmerzen, die Qualen, gar die Wut und Angst als seine Färbungen nennen konnte. Wie erstaunlich war es, selbst für mich, dass gerade auf diesen wenigen Quadratmetern die wärmende Liebe erwachte, dazu noch zwischen mir als Soldat und einer Gefangenen. Die Liebe kannte keine Grenzen, war mächtiger als all die irren Gedanken von Auserwählt und Gefallen, setzte sich über die Mauern hinweg und kam dort an, begann dort zu schwingen und ihren wundervollen Gesang dem Herzen zu schenken, wo sie ankommen mochte, gelenkt von einer uns unsichtbaren, jedoch guten Kraft.

Der grobe Soldat schien zu Frieden mit meiner Arbeit zu sein, auch wenn dies für mich keine Rolle spielte, denn keinen Augenblick dachte ich daran ihm zu gefallen, vielmehr wollte ich bei ihm nicht in Ungnade fallen, weil ich leben wollte und, weil ich deutlich fühlte, gerade bei diesem Mann, dass es nur einen Hauch brauchte und er einem als Verräter abstempelte und dies wollte ich nicht riskieren. In den anderen Zellen tat ich meine Arbeit gut, wenn man dies jemals von einer solchen Aufgabe behaupten mochte. Rasch war ich, schaute nicht, sprach nicht, versuchte kaum zu atmen, legte die Toten mit Vorsicht auf den Karren, doch dies nicht für den anderen Soldaten, der glaubte besser und höher als ich gestellt zu sein, vielmehr aus Respekt vor den Toten selber, denn, so hatte ich es nicht gekonnt sie vor dem qualvollen Verblassen zu schützen, so vermochte ich die leeren Hüllen doch noch mit Zartheit auf den Karren zu legen. Undenkbar war es für mich gewesen, sie in diesem letzten Akt zu werfen oder lieblos zu behandeln, so wie es viele hier taten, wenn sie die Zellen säubern mussten. Dieses letzte Niederlegen, es war ein kleines Abtragen meiner Unterlassungsschuld, die mit zu dem Sterben geführt hatte, auch wenn ich wusste, dass dies ein Tropfen auf den heissen Stein war und niemals mein Gewissen entlasten mochte.

Meine Arbeit, die scheinbar in den Augen des anderen Soldaten guter Art gewesen war, sie gab mir einen kleinen Bonus und so schrie er nicht gleich, als ich für Sekunden lahm in der Zelle stand und berührt von der jungen Frau planlos schien. Er rechnete es meiner schleichenden Müdigkeit an, meiner Jugend, dem Gestank, irgendeinem Etwas, doch nicht der jungen Frau, dies durfte er nicht, denn sie und auch mich musste ich schützen, hätte er meine Ergriffenheit gesehen, gehört, gerochen oder nur gedanklich wahrgenommen, er wäre zornig zu jeder Gewalttat fähig gewesen, gegen mich und die junge Frau, denn eine solche, auch wenn sie nur klein wie ein Funke war, Verbindung durfte hier nicht sein, sie schwächte die Kälte in den Soldaten, welche sie brauchten, um die Aufgaben gnadenlos ausführen zu können.

„ Der Raum ist sauber,“ hauchte ich ihm entgegen, drehte mich um, warf ihm einen hastigen, ängstlichen Blick zu, stets in Bereitschaft seine Wutschläge, verbal oder auch mit einem Stoss zu erleben und schweigend neben ihm stehend, auf der fast schon selben Ebene, war ich versucht ihn zart zu provozieren, mit einem Lächeln, mit einem Wort, mit einer Geste- irgendetwas, das ich nicht klar zu fassen vermochte, denn bei ihm wusste man nie, was ihn in Rage brachte, damit er schlug, damit er verdamnte. Nein, den Schmerz, der zunehmend, durch die Wochen an diesem Ort, langsam in ein nicht mehr Fassbares entglitt, diese Richtung noch Kraft erhaltend, durch die schleichende Abtrennung von meiner Seele aus meiner leiblichen Hülle heraus, mochte ich nicht, er war vielmehr in diesem Augenblick ein Bekennen für die andere Seite, für das Land indem die junge Frau und all die anderen Menschen sich befanden, gezwungenermassen durch die, welche glaubten mehr Rechte zu besitzen, die Auserwählten für das Gute und Lichte zu sein- ich habe niemals das Sprechen Gottes zu diesem Ja vernommen. Mehr erweckte seine Stimme, die in meinem Gewissen die Bühne fand, Zweifel an der auferlegten Überheblichkeit und dem Freipass für das Vernichten. Die absolute Klarheit vermochte mir die Götterstimme nicht zu geben und so wie ich mich nah der Liebe nach meiner Frau sehnte, so sehnte ich mich nach diesem klaren Weg. Einfachheit verbarg sich darin, die Richtung und dadurch die unbeirrbar Kraft das Wahre zu tun. Müde war ich von all den Worten, den Ideen und den Plänen zur Erhaltung der auserwählten Rasse geworden, die seit Jahren auf mich niederprasselten und ohne Ablassen Einzug in mein Ich suchten, fanden, denn hätte ich mich sonst in einem solch grossen, zermürbenden Ringen befunden? Neid sprang in mir auf, wie ein Silberstreifen am Horizont, auf die Menschen, egal auf welche Seite hin, die absolute und durch und durch überzeugte Klarheit in sich trugen und kraftvoll ihren Weg gegen konnten- ich gehörte nicht zu diesen Menschen, befand mich in einem Zwischenraum, stets ein Schritt in die eine Richtung, dann wieder in die Andere tuend, die Grenze abtastend und durch dieses Treiben mich selber mehr und mehr formend, findend und wieder verlierend. Augenblicke der Klarheit brauchte ich und ich nahm sie, wenn sie mir geschenkt wurden, dankend entgegen, dann wenn das Nein unverhüllt oder auch ein Ja um mich, in mir stand und ich im Einklang mit mir selber, fast schon in das Glück fallend, handeln, denken und empfinden konnte. Gewiss, das Ringen gehörte zu meinem Sein, die Unsicherheit ob wirklich die Menschen in den Zellen das Dunkle in sich trugen, all das Böse, den Unrat, doch dies, und friedvoll, ruhig war das klare Wissen in diese Tatsache, gab mir niemals, wie es andere verstanden, den Freipass um zu quälen, um zu töten, da stand das Nein dicht in mich eingemeisselt, von wem erhalten, vermochte ich nicht zu erforschen, Gottesstimme, Grossmutter, gar ich, getrennt von all dem Einflüstern.

„ Schliess die Tür, jetzt haben wir wieder Raum, bald werden die Nächsten kommen“, sprach der grobe Soldat, dessen Namen ich nicht kannte, auch wenn ich mir sicher war, dass ich ihn schon oft vernommen hatte. Es reichte mir aus das Gesicht zu kennen, doch seinen Namen- zu nahe, zu bedeutend wäre er dadurch mir geworden, er konnte ein Hans, ein Peter, ein Arnold, gar ein David sein, wenn ich die Absurdität in mir zuliess. Er schlug mich nicht, war freundlich, grinste. Die Freude machte er mir nicht, dass ich durch sein Zutun auf die Seite der jungen Frau springen konnte, vielleicht, weil er meinen Wunsch nicht erkannte, vielleicht, weil er noch warten wollte mit diesem Schritt, um machtvoll seine Grösse mir zu demonstrieren, mich abhängig von ihm zu machen, um irgendwann, aus dem Nichts aufsteigend, ohne

Anlass, jedenfalls für mich, mit Sicherheit nicht für ihn, zuzuschlagen, mit der letzten Konsequenz meinen Hals in der Schlinge zu sehen.

„ Sei dir gewiss, nicht du wirst mich über die Grenze stossen, um deine Geilheit nach Macht zu nähren, dies werde ich selber tun“, dachte ich ihm entgegen, und als hätte er diese Worte zart an sich gefühlt, gab er mir einen kameradschaftlichen Klaps auf den Hinterkopf und entliess mich.

Lange verstand ich nicht warum mich diese Epoche so sehr in den Bann zog und ich sie nicht nur als bedeutungsloses Kapitel aus der Geschichte abhacken konnte. Schon als Kind, noch zu vielen Teilen in dem Unbewusst träumend, spürte ich die Anziehungskraft und ich näherte mich mit jedem Gedanken mehr und mehr den Bildern. Auf der einen Seite stehen und standen sie als Symbol für mein eigenes Sein, für Handlungen von Menschen, die sich aus dem Irrationalen ergaben, die ich niemals in die Klarheit des Verstehens bringen mochte und unter dem ich irritiert litt, gerade weil ich so war und bin wie ich bin. Hätte ich den vorgegeben Weg, von meinen Ahnen erhalten, nicht verlassen, hätte gespielt nach ihren Regeln, ich wäre nicht auf diese Art und Weise abgefallen und konfrontiert gewesen mit den Schreckgestalten aus der höllischen Zeit auf Erden. Da hätte sich ein Halt ergeben bei dem Tagebuch von Anne Frank, bei der Raubkunst, bei den jüdischen und faszinierenden Psychiatern, weil gerade dies Themen waren, die in dem Kreis bewegt wurden, in den ich hineingeboren wurde, begleitet von Klaviermusik in einem Salon, einem teuren Whisky und dem dunkelgrünen Jaguar vor dem pompösen Hoteleingang mit Goldgriffen an der Tür. Herausgefallen aus diesem luxuriösen Käfig, nicht die Fähigkeit besessen nach diesen Spielregeln zu funktionieren und kein Versagen schlummert darin, vielmehr eine langsame Emanzipation- Türen schlugen zu, doch Türen öffneten sich auch dadurch. Die Bilder, welche mich trafen, sie passten zu mir, zu meinen Fragen und boten mir die Möglichkeit mich zu entwickeln, meine Antworten zu finden. Ausgespuckt aus dem Normalen, obwohl ich meine Wesensart niemals als abgefallen erfuhr, vielmehr als wertfreies Mein Sein, als Kind, noch im Schutz der Unbekümmertheit warm gehalten, war es gross, schrumpfte gefährlich klein durch die vielen Korrekturen, welche ich erfuhr, bis ich der kleine Funken wieder begann mit Leben zu füllen, meinem Leben. Mein Menschenbild, meine Sehnsüchte, mein Gedankengut, mein Lebensplan, er holte, um ein Wiedererkennen zu erzeugen, die Schreckgestalten aus der braunen Zeit genau so an mich heran und nicht nur die dunklen Mächte, auch den Mut, die Tapferkeit, den Stolz und eine unendliche Kraft. Mit meinem Jetzt und zugleich mit den Abdrücken aus einem vorigen Leben stand und stehe ich im Dialog, wenn ich zulasse, was da kommen mag, als Warnung, als Klärung, als Aufforderung, die Arbeit, welche ich vor meinem letzten Sterben und Geboren-werden niederlegte, wieder aufzunehmen, mit anderen Händen, reicheren Gedanken, in einer anderen Zeit, mit alten und neuen Figuren, die sich darin bewegen.

Das Rattern des Karrens verstummte langsam und ich legte mich auf das schmale Bett. Die Welt um mich drehte sich unabreissbar und erst jetzt kroch der Gestank aus den Zellen in voller Grösse und Wirkungsgewalt in meine Nasen. Ich zog meine Beine feste an meinen Oberkörper, versuchte so die aufsteigende Übelkeit zu unterbinden, mit Erfolg, denn das Drehen kam langsam in ein Stehen, verlor an Geschwindigkeit, formte sich in eine zähe Masse, die starr blieb und der Gestank verdeckte, wie ein Wall um mich bildend- Regen schoss es in mich hinein und ich starrte durch das milchige, verstaubte Fensterglas. Kleine Tropfen, sie schlugen lachend, kindlich, fröhlich gegen das Fensterbrett, riefen mich in das Freie. Müde und doch

Angetrieben von dem Wunsch mich unter das Wasser zu stellen, erhob ich mich, stiess die Tür auf und eilte über den grauen Flur. Einen Augenblick hielt ich inne, öffnete meine beiden Hände zu einer Schale, schwang die Arme, als würde ich tanzen durch die Luft und liess mich berühren von den Tropfen, die wie ein Segen aus dem Himmel entlassen wurden. Weit hielt ich meinen Mund geöffnet und fing ein, was ich einzufangen befähigt war. Langsam knöpfte ich die Uniform auf, legte den beissenden Stoff auf eine Bank neben dem Gebäude und schwang mich weiter durch den Regen, manchmal gehend, dann wieder rasch, stets bedacht, dass mein Verhalten mich nicht in ein falsches Licht bringen mochte, doch niemand schien mich zu sehen und wenn, so schwiegen die Betrachter über mein seltsames Treiben an diesem Ort. Abwaschen wollte ich all die Leichen, all die kalten, starren Hände, Füsse, abwaschen all die Monate, die ich an diesem Ort, ohne Namen, weil ich es mir verbot ihn jemals in mich zu nehmen, verbrachte- rein, rein, zurück an den Punkt Null, wo noch alles entschieden werden konnte, ohne Schuld, eine weisse Leinwand ohne Striche, ohne Formen wollte ich werden und ich drehte mich, trank die Tropfen, die sich mit meinen Tränen, entspringend einer erschütternden Trauer und zugleich Freude, Wärme, vermengten. Das Hemd klebte nass auf meinem Oberkörper, liess die helle Haut durchschimmern, meine Stiefel füllten sich mit Wasser, bis ich auch diese abstreifte, sie neben die Uniform auf der Bank stellte und mit nackten Füssen über die Steine, die Erde tanzte. Einige Soldaten zeigten mit ihrem Zeigefinger gegen ihre Stirn.

„Jetzt ist er durchgeknallt“, hörte ich eine Stimme sagen, die Antwort: „Kein Wunder an diesem Ort.“ Nein, ich war nicht im Begriff meinen Verstand zu verlieren, vielmehr trank ich gierig nach dem Regen, wiegte mich in der Wärme und dem stetigen Weg in den Punkt Null, den ich, so wusste ich schmerzlich, niemals erreichen konnte, da reichte nicht einmal mein Sterben aus, um mir diese Gnade zu geben. Weiter, weiter, mich an die Sommergewitter in meiner Kindheit entsinnend, niemals wollte ich aufhören, diesen Augenblick anhalten auf der Uhr, mich ihm gänzlich hingeben, mich in ihm auflösen bis hin zu einem anderen Sein, bis hin zu dem kleinen Fenster, welches zu der letzten Kammer, am Ende des Flures gehörte, wo die magere Frau sich aufhielt und auf das Sterben wartete, umgeben von den Mauern, umgeben von den anderen Menschen, die bald nicht mehr rangen, sich ergaben und gar Gnade in ihrem Gehen vernahmen, denn die Qualen fanden ein Ende- nach ihrem Tod waren sie frei.

Schien es nur, als würde ich ihre grossen Augen, dunkel und mit tiefem Wissen gemalt, an dem Glas erkennen, gar ihre Hand, wie sie mir versuchte Nähe zu geben, getrennt und doch verbunden, unsichtbar für das Schauen? Scheu tastete ich mit meinem Blick das Glas ab und traf auf ihr Gesicht, welches ein zartes Lächeln auf sich zeigte. Schon wollte ich mich umdrehen, mich aus diesem nahen, warmen Raum reissen, doch das Sprechen meines Herzens war rascher, als die anerzogenen Regeln. Ich lächelte ihr entgegen, scheu, so wie ein Mensch es nur tun kann, der sich seiner Schuld bewusst ist, sie als hemmende Scham in sich trägt, in ihren Fesseln lebt. Wie gerne wäre ich vor dem milchig-staubigen Glas, in ihrem Lächeln geblieben, hätte das Fenster weit aufgerissen und hätte meine Hände zärtlich um ihren Kopf gelegt, doch die Blicke, welche aus den anderen Gebäuden und von den Wachtürmen herkamen, sie verboten mir eine solche, wenn auch befreiende, Handlung. Schmerzerfüllt über die Tatsache, dass ich nicht zu ihr gehen durfte, packte ich die Stiefel, leerte das Wasser aus und streifte meine Uniform über den nassen Hemdstoff. Obwohl es mitten im Sommer war, schlotterte ich, schlugen sich die Zähne auf-

einander und ich legte schützend die Bettdecke über mich. In Gedanken löste ich mich aus meinem frierenden Leib, schlich über den Flur, berührte die Türklinken und wie durch Zauber öffneten sie sich. Die Menschen erhoben sich, erwachten aus der Starre und gingen, ihre Wangen von Lebenskraft gerötet, ins Freie. Aufhalten vermochte sie keine Kugel, kein Stacheldraht, Nichts vermochte sich ihnen entgegenzustellen und befand sich ein Soldat, ein Offizier am Wegrand, bei dem Tor, so liess er die Waffen niedersinken und schloss sich dem Friedenszug an. Mehr Gedankenkraft benötigte ich bei der letzten Tür, die ich sachte öffnete und mir nur langsam den Blick in die Kammer gewährte. Dort stand sie, mager, lächelnd, wie ich sie vor Minuten an dem Fenster gesehen hatte. Die Kraft fehlte ihr, um ihre Arme mir entgegen zu reichen, ich löste mich aus meinem Stehen, eilte ihr entgegen und ummantelte sie mit meinem Halten. Mein Herz pochte laut, vermischte sich mit ihrem Schlagen, rhythmisch, allmählich sich einem Gleichklang nähernd, um, so tauchte die Furcht wieder in uns, in ein alleiniges Sein zu treten- erneut den Weg zu dem Gemeinsamen suchend und findend. Die Zeit war in diesem Beisammen nicht mehr zu bemessen und es reichte bis an den Rand hin, darüber hinaus, nur das Stehen, das Halten. Gross, nährend war es, nichts mehr verlangend, satt von Wärme und dem unbeirrbar Ankommen. Der Boden hätte unter uns vergehen können, die Wände zu einem kleinen sauerstoffleeren Raum zusammenschrumpfen, Schüsse, Schläge uns finden, wir im eigenen Blut ertrinken- nichtig war es in diesem Zusammen, denn wir fanden etwas, welches nach keinem Rest mehr verlangte. Wir und wieder das Wir, wie ein Mantel, der mir Wärme und Stärke darreichte, das Zittern aus meinem Leib vertrieb- wir und nicht mehr ein Ich, alleine und einsam, Entscheidungen treffend, die ich gar nicht fähig war sie zu fällen und es dennoch tun musste- wir, wir, wir und ich betrachtete die Wände meiner Kammer, hin zu dem Fenster, weiter zu dem Kleiderhacken, wo ich niemals meine Uniform hintat, zur Tür und im schleichenden Tageslicht-verlieren an die nahende Nacht, erkannte ich, wie sich ein schmales Hell auf dem Holzboden zeichnete. Geschehen liess ich, nichts Bedrohliches schlummerte darin und, erst mit verschwommenen Konturen, danach an Dichte aufbauend, erkannte die die junge Frau aus der hintersten Zelle vor meinem Bett stehend. Rasch rieb ich mir die Augen, ein Traum- ein Traum und doch, wenn auch ich es geschafft hatte durch Wände zu gehen, das Unmögliche zu leben, dies in Gedanken, warum sollte sie nicht auch diese Zauberformel besitzen und zur Anwendung bringen? Meine offene Hand reichte ich ihr entgegen, sie fasste sie, liess sich von mir näher an die Bettkante ziehen, verharrte einen kleinen Augenblick, bis sie sich niedersetzte, ihr Blick ruhend und liebevoll auf mir belassend.

„ Wie kannst du- wie kannst du zu mir kommen- wie kannst du mich lieben, da ich doch...“ sie legte ihren Zeigefinger auf meine Lippen und ich verstummte. Mit einem Kopfschütteln verneinte sie, ich liess es geschehen, wohl weil ich ihr weites Wissen in den Augen erkannte und, gewiss, weil ich mich so sehr danach sehnte, den Zweifel an meiner Liebeswürdigkeit abzulegen.

„ Gewiss du bist doch, wie du den Anlauf genommen hast, es mir als Abwehr entgegenzubringen, doch bist auch und dieses ist grösser, bedeutungsvoller“, flüsterte sie mir ins Ohr, legte ihre Hand auf meinen Brustkorb und schloss ihre Augen. Es fiel mir unendlich schwer zu glauben, weil ich so sehr mein Fokus auf das Versagen, die Schuld, den Eigenekel gerichtet hielt und doch wollte ich mich einlassen auf das Ver-rücken meiner Selbstwahrnehmung, welche sie in mir anregte und mir zugleich, durch ihr Dasein, den Mut und die Kraft einflösste diesen Wandel zu vollziehen. Der Probagandaplan, all das Böse, die dunkle Verschwörung in das Aussen zu verlegen, auf ein Volk, auf unterschiedliche Randgruppen zu projizieren, dieser Wahn zer-

schellte an meinem eigenen Sein und enthüllte die Lüge, das Falsche, denn wäre es die Lösung, der Befreiungsschlag gewesen, so wäre doch auch ich gross, heil, ohne Selbstzweifel neu geboren gewesen. Meine Fähigkeit mich voll und ganz der Propaganda hinzugeben, ihr gänzlich zu vertrauen, ohne Scham den meinigen Sumpf einem Du überzustülpen, hatte versagt. Niemals versuchte ich dieses Nicht-können in ein Anderes zu wandeln, nicht weil ich nicht an meine Lernfähigkeit glaubte, vielmehr, weil ich leise, geheim stolz darauf war, dass ich es nicht konnte, darin lag die Richtigkeit, auch wenn ich dadurch weiterhin der Träger meiner eigenen Dunkelheit blieb, mich selber, aus eigener Kraft damit auseinandersetzen musste und weil gerade meine Unfähigkeit die Projektionen glanzvoll zu vollziehen, die Möglichkeit der liebesgefärbten Begegnung zwischen ihr und mir zuließ und dies besass mehr an Wert für mich, als all das andere wahnsinnige Treiben.

Bevor wir uns trafen, bevor ich ein Wort von meiner Frau vernahm, sie in klaren und feststofflichen Konturen in meinem Leben begrüssen mochte, mit ihr Kaffee im Garten geniessen, eine Zigarette rauchen, sie in meine Arme schliessen und ihren Duft atmen, lernte ich sie zart in der Ferne kennen. Eine Wahrnehmung, die mit ihrem Zauber mir oftmals den Gedanken in den Kopf jagte, dass dies alles nicht so sein konnte, alles einer Täuschung, nur meiner privaten Illusion entsprach.

Ganz still, ohne mein Zutun, ohne Ringen und danach Rufen durfte ich sie, wie sie mir langsam und zart näher kam, erfahren. Nachts, wenn ich schweigend und müde von der Sehnsucht in meinem Bett lag, so wurde ich ergriffen von dem Empfinden, dass sie neben mir lag. Ich schloss meine Augen und sie war da, erst ein Hauch, der sich verdichtete, bis ich ihre Hand, ihren Bauch an meinem Rücken spüren konnte, ihr Halten und war ich versucht in ihr Gesicht zu blicken, so wich ich innerlich zurück, eine Scheu ergriff mich- dieses Bild wollte ich mir erhalten bis ich sie real sehen konnte und blieb ich in der Energie, so weitete sich die Grenze der Zeit und mit dem klaren Wissen, dass diese Erfahrungen nicht in mein jetziges Leben gehörten, wurde ich Zeugin von Teilgeschichten mit ihr. In einer Dumpfheit getragen und zugleich erkennbar ich, ich nahm mich wahr, als hätte ich kein Leib mehr, obwohl ich wusste, dass ich ihn noch besass, doch diese Hülle lag zu weit zurück, dass ich sie noch hätte wahrnehmen können mit meinen Sinnen. Herbst, Regen und eine finstere Nachtstunde, ein Bahnhof und sie auf einem Perron, fern und doch nah ich ihr und die Güterzüge donnerten angsteinlösend auf den Schienen, sie machte Schritte gegen die zerstörerische Kraft, ich schwankte mit ihr, eilte mit dumpfen Schritten zu ihr hin, umschloss sie, riss sie aus ihrer Trostlosigkeit, welche ihr nur noch den Weg liess mit dem Zug zu gehen:., Es ist vorbei“, hörte ich mich sagen, immer wieder und:., Ich beschütze dich.“

- Und es erfasst mich noch heute das Empfinden, wenn ich auf einem Perron stehe, die Züge donnern und die Luft gepresst und gewirbelt wird, von innerer Starre. Ich drücke fest die Füsse gegen den Boden und denke in mir:., Fahr, fahr immer weiter, denn in dieser Zeit leben sie, also fahr eine Unendlichkeit.“ Trostvoll ist es zu erkennen, dass die Züge donnern, sie nicht in ein Stehen kommen und sich verlieren in der Ferne.

Weiter- ich stand am Eingang einer Baracke, Sonne auf dem Platz und sie. Wir durften uns die Blicke nicht geben und trotzdem schauten wir, unsichtbar für die anderen Menschen uns unabreissbar an, darin lag mein Wunsch sie zu behüten, ihr stumm zu sagen, dass sie nicht aufgeben sollte. Dann- sie stand vor mir, an diesem Tag im Mai auf dem Bahnhof, kein Regen, kein Nebel, kein Herbst, auch keine Güterzüge mit ihrem bedrohlichen und vernichtenden Donnern, noch brauchte ich eine Weile, dass

ich dem Wunder Glauben schenken konnte, wirklich fassen, was sich schon Monate zuvor angekündigt in dunkler Nacht, wenn sie neben mir einschlief.

Ein Schuss, wir zuckten aus dem Schlaf, noch immer hielt ich sie bergend in meinen Armen. Für einen Windhauch von Zeit verblasste sie in meinem Betrachten- fester schlang ich meine Arme um sie, sodass sie nicht absinken mochte.

„ Bleib, bitte bleib“, flüsterte ich ihrem Verblassen entgegen und ein kalter Hauch strich zärtlich über meine Wangen. Schon poltert es an meiner Tür, der grobe Peter, Hans, Arnold oder wessen Namen auch immer er trug, stand vor meinem Zimmer. Ich erhob mich stellte mich vor ihn, betrunken wirkte er, auch wenn ich den Alkohol nicht riechen konnte. Kraftvoll drückte er mich zur Seite, tat Schritte in mein Zimmer, griff nach der Bettdecke, suchte nach ihr, sank in seiner aufgeblasenen Grösse zusammen, da er seine Erwartungen nach ihrem Besuch keine Realität entgegenbringen mochte- seine Realität. Laut und erleichtert atmete ich aus- seine Augen konnten sie nicht finden, seine Hände sie nicht ertasten, seine Nase sie nicht rieche- sie war in Sicherheit. Schweigend sass sie da, schaute mich an, erleichtert, da auch sie verstand, dass der Soldat sie nicht wahrnahm und doch, ich vermochte den Ausdruck auf ihrem Gesicht nicht wirklich zu deuten. Irgendetwas versuchte mich zurückzuhalten, nicht weil sie mich bei sich halten wollte, vielmehr, weil sie mich nicht in das Aussen entlassen mochte, nicht auf den Flur, nicht in dieses Bild.

„ Komm, du musst arbeiten, das Ungeziefer in der letzten Zelle, ein Luder sag ich nur“, brüllte der Soldat, stiess mich an und sogleich verstand ich den Schuss, verstand ich das Verblassen von ihr in meinen Armen, verstand ich den kalten Hauch auf meiner Wange. Noch eine Weile stand ich starr, bis ich rannte, hinaus auf den Flur, bis mich eine unsichtbare Kraft stoppte, eine dichte Mauer in Windeseile sich vor mir erbaute und ich aus der Ferne sie liegen sah, das Blut unter ihrem Kopf, die Augen weit offen, der Leib regungslos. Er hatte sie erschossen, er, der stampfend, wütend mit feuerrotem Kopf an mir vorbei eilte, mich auf die Seite drückte, bis ich in das Hinten stürzte, mich noch an der Wand auffing und langsam, ohne Kraft in meinen Beinen auf den Boden sank.

„ Du Weichei, alles muss man alleine machen. Ich wusste ja gleich, dass du auf die Schlampe stehst“, brüllte er, griff nach den Füßen von ihr, begann sie über den Boden zu schleifen.

„ Dies wirst du büssen“, brüllte er weiter. Schon bald befand er sich auf meiner Höhe, verlangsamte sein Ziehen, bis ich in ihr Gesicht blicken musste.

„ Schau sie dir genau an, schau hin...“ schrie er und griff nach meinem Kinn, drehte mein abgedrehtes Gesicht so, dass ich direkt sie sehen konnte.

„ Mach deine verdammten Augen auf“, befahl er. Ich tat was er mir sagte, tauchte ein in die grossen, dunklen Augen, die seltsam leer erschienen und mir ein kalter Schauer über den Rücken ziehen liess. An ihrem Kopf klebte das tiefrote Blut, welches sich, als Spur auf dem Boden malte, ihre Spur, hin zu dem Ort führend, wo sie die tödliche Kugel in den Kopf gejagt bekam.

„ Du Monster“, brach es über meine Lippen, angefüllt mit rasender Wut richtete ich mich auf, und erhob meine geballte Hand gegen den Soldat.

„ Tu es doch, schlage mich du Weichei, sei ein Mann“, spottete er, lächelte hämisch- und wäre sie nicht gekommen, ich hätte ihn so lange geschlagen, bis er ohne Lebenszeichen am Boden geblieben wäre. Doch sie umhüllte mit ihrer warmen Hand meine Faust, öffnete sie mit Leichtigkeit, legte ihren Arm um mich und zog mich bestimmt zu sich, küsste meine Stirn und sprach: „ Tu es nicht, ich bin noch hier und

werde nicht gehen, mögen mich die Kugeln durchlöchern, mag die Schlinge an meinem Hals liegen, mag der fremdbestimmte Tod mich finden, ich bleibe.“

„Zu feige, um zu schlagen“, versuchte der Soldat mich in die Raserei zurück zu holen.

Ich atmete einige Male ein und aus.

„Komm, ich helfe dir die Leiche aus dem Gebäude zu tragen“, brachte ich ihm ruhig entgegen und er begriff, dass er in dieser Nacht, obwohl er so siegesgewiss gewesen war, gegen mich verloren hatte. Noch waren die Hände warm, ich griff nach ihnen, so wie ich es in der Zelle getan hatte und mit ihm trug ich sie ins Freie. Ein glasklarer Sternenhimmel begrüßte uns, dieser Ort lag im Schlaf, nur noch vereinzelt lallende Männerstimmen, die versuchten ein Lied zu singen, benommen von dem Schnaps, den sie in sich schütteten. Ruhig war das Gehen, die kleinen Steine knirschten unter den Schritten, einige stachen und erst jetzt fühlte ich, dass ich nacktfüßig war.

Wir legten die Leiche in das andere Gebäude, dort befanden sich die Öfen, die unaufhaltsam brannten. Auf dem kalten Steinboden schien das Gesicht von ihr Frieden in sich zu tragen, als wäre sie am Ende einer langen Reise angekommen.

„Musst du noch Abschied nehmen von der Schlampe?“ fragte mich der Soldat, kramte nach einer Zigarette in seiner Hosentasche und blieb beobachtend vor mir stehen. Mit einer Kopfbewegung verneinte ich, unterdrückte meine Tränen und starrte auf die Zigaretten.

„Hast du mir auch eine?“ fragte ich und bedankte mich mit einem Lächeln, als er mir ein Glimmstängel reichte, das Streichholz über die raue Fläche der Wand zog und die rote Glut begann zu leben. Tief und fest zog ich an dem Stängel, schloss beim Ausatmen meine Augen, tauchte ein in den grauen Dunst- nur zurück wollte ich zu ihr, mich neben sie legen, mich in der Sicherheit ihrer Arme wissen, auch wenn ihre leibliche Hülle da auf dem kalten Boden war. Erschrocken darüber, dass ich mich in den Armen, den geistigen Armen meiner Frau wusste, gar ihr Sprechen vernehmen konnte, machte ich einen Schritt von ihrer toten Hülle weg, warf die Zigarette auf den Boden und drückte sie mit meinen nackten Füßen aus. Kein Schmerz erfasste mich, obwohl ich in meinem Kopf wusste, dass die Glut hätte stechend in meiner Haut ihr Erlischen zeigen sollen. Morgen würde sie nicht mehr hier liegen, verschwunden in den Flammen, die, ohne Pause in den Öfen brannten, verschlungen die Hülle, so huschte es wehmütig durch mich.

„Niemals habe ich deine zarten, weichen Lippen auf Erden geküsst, dies bedaure ich zutiefst, denn ich weiss, dass es eine kostbare Süsse gewesen wäre.“

Ohne mich von dem groben Soldaten zu verabschieden ging ich zurück in meine Kammer, streifte die Uniform von mir, hängte sie an den Hacken hinter der Tür und legte mich in die Lacken, tastete nach ihr in der dunklen Nacht und flehte so sehr zu den Göttern, dass sie noch hier war, um mich zu trösten in diesen bitteren Stunden des Verlustes. Leer war die Kammer, leer das Bett, unbewohnt ein Teil in meinem Herzen, gegangen mit ihr, mit dem zerreißen der Banden, die den Leib mit der Seele verflocht.

„Komm zu mir in bitterer Nacht, um meine Tränen zu küssen, denn auch ich werde sie von dir trinken“, flüsterte ich in den Himmel, der gehalten durch den Fensterrahmen nur einen kleinen Teil von sich mir zeigte- ich begnügte mich mit diesem Ausschnitt, weil ich wusste, dass das Unsichtbare nicht ein Nichts bedeutete, es da war, auch wenn ich es, in dieser Nacht nicht erkennen konnte. Wie blind wir doch waren und überheblich auf dem erdachten, sicheren Boden uns glaubten und nur das als

wahr anerkannten, was wir beweisen mochten, mit den Instrumenten, die wir erfanden, dabei gab es mehr, gab es nicht nur das schmale, enge Bild des Himmels, welches ich erhielt, sondern mehr. Die Grösse mochte nur eine Kleine sein, wenn wir uns zufrieden auf dem Raum ausruhten, den wir an die Sinne gebunden, besiegten, ein schmaler Ruhm, wahre Grösse verbarg sich darin und dem, der die Grenzen, gegen all die studierte Gescheitheit der Menschen, überschritt und versuchte, auch wenn er das Gehen, Sprechen, Fühlen und Denken, gar Handeln noch nicht in dem Neuen, für ihn Neuen, erlernt hatte, es wohl niemals erlernen konnte, denn dort herrschten andere Gesetze, wagte. In der anderen Welt, fest eingebunden an diese Welt, da brauchte es keinen Krieg, um das Brot zu sichern.

„Ach würden doch mehr Menschen den Schritt wagen in das Grössere“, dachte ich und: „Ich danke dir, dass du mir die Grenze gezeigt hast, doch nicht mit einem Stopp verhängen, vielmehr mit der Aufforderung mich aufzumachen in das Neuland.“

Der kalte, glatte Boden in dem anderen Gebäude war am nächsten Morgen leer, das Blut von ihr nicht mehr zu erkennen. Schweigend stand ich da, den Tränen nahe, so fühlte ich sie mir verbunden- schimmerte ein Teil von ihr noch über der Stelle wo sich ihre Leiche einmal befand? Mein Blicken gegen die Öfen zu richten wagte ich nicht, es reichte mir aus die Stimmen der Flammen zu hören, ein Rascheln, Knacken. Auch nicht den Rest der verbrannten Leiber vermochte ich zu betrachten. Die Asche, welche durch das Sieb fiel und säuberlich von einem Metallbecken aufgefangen wurde- wohin man diesen Inhalt trug, niemals fragte ich danach- in den Wald, vielleicht- das Fragen und Suchen nach dem letzten Bleiben liess ich schweigend offen, bis, und tief grub sich diese Antwort nicht nur in meinen Kopf, auch in meinen Leib ein, ich erfuhr, wo sich in Wahrheit ihre Hülle befand.

Naiv, nicht ahnend, dass ich mich einem Teil Ziel näherte, nahm ich die orangene Möhre entgegen. Sicherlich war ich erstaunt, denn es waren die Hände des groben Soldaten gewesen, die sie mir darreichte, doch sein Gesicht lächelte freundlich, wie es in den letzten Tagen mehrfach lächelte, mich glauben liess, dass er sich verändert hatte, er eingesehen hatte, dass das Brutale nicht das Seinige ist. Erst Wochen später verstand ich seine ausgelassene Stimmung, sie war mit dem hohen Alkoholkonsum zu erklären, der ihn dumpf und noch erhabener machte.

Ein Teil seiner Rache war das Schenken, nicht vergessen hatte er neidvoll, weil er diese Gnade der warmen Liebe nicht geschenkt bekam und ich ihm damals nicht bedingungslos gehorchte, in der Nacht als er sie erschoss.

Dankend und nichts erahnend nahm ich die Möhre an, riss das grüne Kraut von dem oberen Teil ab und biss genüsslich hinein. Das Knacken, die Frische war ein Genuss und ein Luxus an diesem Ort, vielmehr kannte ich das pappartige, schleimige Essen, welches undefinierbar in den Schüsseln dampfte, was man da zu sich nahm konnte ich niemals mit genauer Sicherheit festmachen.

„Die sind gut“, sagte er, biss ebenfalls in eine Möhre, schmatzte übertrieben laut. Ich nickte.

„Woher hast du die?“

„Schau, nur ein paar Meter neben deinem Nachtlager, da wächst das Gemüse in Hülle und Fülle“, erklärte er mir.

„Magst du schauen kommen?“

Ich nickte erneut, viele Worte mochte ich mit ihm nicht wechseln.

Langsam schritten wir zwischen den beiden Gebäuden hindurch, bis wir auf einem kleinen Kiesplatz standen, ein kleiner Hang führte nach unten und dort standen die Salatköpfe, die Möhren, in der Erde wachsend, säuberlich in Reih und Glied, kraft-

voll, eine Freude für das Auge und den Gaumen. Das Wasser sammelte sich in meinem Mund bei der Vorstellung in das frische Gemüse beißen zu können.

„Habe ich gemacht. Was hältst du davon? Du warst doch Bauer.“

„Erstaunlich, wie es hier wächst, bei dem Boden“, sagte ich.

„Dies ist, weil...“ er brach sein Sprechen ab, als wolle er Spannung aufbauen, bei einer einfachen Antwort, was ich nicht nachvollziehen konnte. Er deutete mit einer Kopfbewegung in Richtung der Öfen. Ich verstand noch immer nicht, zog fragend meine Schultern hoch, öffnete meine Hände gegen den Himmel, als wollte ich die Erklärung einsammeln.

„Du willst mir aber nicht sagen, dass du nicht weisst, dass wir die Asche aus den Öfen hier unter die Erde mischen“, erklärte er mir voller Stolz, biss nochmals ein grosses Stück von der Möhre ab.

„Iss, auch deine Schlampe liegt hier. Solltest du noch mehr davon wollen, du weisst ja wo du mich findest und knackig ist das Gemüse“, er drehte sich um, winkte mit der Möhre durch die Luft zum Abschied und lief in Richtung einer Baracke.

Ein Schlag auf den Kopf, ein Messerstich in meinem Herzen, ein Stromziehen in meinen Beinen, bis ich die Möhre auf den Boden fallen liess, sank, den Staub langsam an mich näher-kommend erkannte und mit einem stummen Schrei auf den Kiesplatz aufprallte. Ekel erfüllte mich und wieder die selbe Wut, die mich rasend werden liess, damals in der Nacht, als er sie erschoss.

„Ich bringe dich um, du Schwein“, schrie ich in die Erde, durch all die Steine hindurch, tiefer und tiefer, durch all die Höhlen, mitten durch den Kern und wieder gegen das Oben, bis mein Sprechen irgendwo in einem anderen Kontinent an die Menschenohren stiessen, die jedoch nicht verstanden, weil sie im Frieden lebten und einer andere Sprache mächtig waren. Hier verschlang die Erde meine Worte und spie sie nur noch dumpf in die Luft, seltsam verzerrt, kaum noch wahr, kaum noch einen Inhalt, eine Botschaft in sich tragend.

„Nein, tu es nicht, tu es nicht“, hörte ich sie mir sagen, fühlte ihre Finger auf meinem Kopf, auf meiner Wange, wie sie nach meinen Tränen suchte und sie zart zu sich nahm. Sie legte sich zu mir auf die Steine, legte ihre Arme feste um meine Lenden, schob ihren Körper dicht an meinen Rücken und schwieg mit mir eine unendliche Zeit. Ein kraftvolles Beben wanderte durch meine Glieder und wenn ich versuchte es zu unterdrücken, so konnte ich doch nicht Herr darüber werden. Die emotionalen Wellen, alle in einer anderen Färbung, stürzten über mir ein, rissen mich zu Boden und versuchte ich mich aufzurichten kam bereits schon die Nächste und brachte mich erneut zu Fall. Ich rang um Atem, wieder eine Welle, es war die Trauer- Pause- die Trauer, der Ekel, die Ohnmacht- als befände ich mich an unzähligen Fäden, die an mir rissen, in ein Oben, in ein Unten, auf die eine Seite und die andere Seite, ein Zerren, ein Pressen, bis ich klein wurde, nur noch ein Punkt, dann in einem Knall die eigene Grenze verlierend. Noch versuchte ich die Wellen zu bändigen, bis ich verstand, dass ich kein Werkzeug dazu besass, was da geschah, es war zu gross, zu machtvoll für einen Menschen und so liess ich ermüdet geschehen, lag in ihrem Gehalten-werden, atmete, lauschte auf mein Herzschlag, der drohte mir zu entgleiten und auch gegen dieses Vergehen besass ich kein Mittel- wie klein und wie nichtig wir Menschen im Angesicht solcher äusseren und inneren Wucht sind, wie ein Blatt im Wind, dass schwebt, dass getragen, getrieben wird von dem Wind, der bestimmt und vielleicht weiss, ob er es irgendwann in die Ruhe entlassen wird oder es an einer Felsmauer zerschellen muss.

„Leise, leise- ich liebe dich“, hörte ich sie zu mir sprechen und wie einfach es ihr gelang durch meinen Kampf zu dringen, ohne Gewalt, mit Ruhe, dem Halten, mit

Schweigen, mit ihrer Liebe. Die Wärme, welche sie in mich einflösste breitete sich langsam und stetig in mir aus, schuf sich Platz und vertrieb die tobenden Wellen in meiner Seele und meinem Leib. Bis das Licht siegte, das Meer ruhte und der Himmel klar sein weites Gesicht zeigte, ohne Zorn, sanftmütig, milde. Zu müde war ich, um über meine Lippen meinen Dank zu sprechen, es spielte in diesen Stunden keine Rolle mehr, denn ich war mir sicher, dass sie die Wärme in meinem Herzen fühlte- sie ummantelte uns beide, erfüllte unser Sein auf dem Kiesplatz, nicht weit von dem Gemüsegarten entfernt und hob ich meinen schweren, brummenden Kopf nur ein kleines Stück an, so konnte ich am Rande der Erde weisse Blumen erkennen, in ihrem Zentrum trugen sie goldene Punkte, als wären dort die Kinder der Sonne beheimatet- schön war dieser Anblick. Nicht fragten sie nach der Asche, welche sie mit dem Regenwasser als Nahrung aufnahmen, sie sperrten sich nicht dagegen, leben wollten sie, wachsen und blühen, um ewig eingesponnen zu sein in dem Werden und Vergehen. Ihr bescheidener Beitrag an den Wandel von dem Dunkel in das Helle an diesem Ort, sich nicht aufhaltend an dem Schrecklichen, wohl weil sie wussten, dass es keinen Sinn ergab, es nur ihre Kraft bannte und schwächte, die sie brauchten, um weiss, mit der kleinen Sonne in ihren Mitten in dem Garten stehen zu können.

5. Heimat

Oh Heimat, die mich am Leben erhielt.

Zittrig war die Landschaft, die ich erkannte, in diese Bewegung gebracht, durch die Fahrt auf dem Lastwagen, der sich über die holprigen Strassen kämpfte. Feste hielt ich die Waffe in den Händen, neben mir die anderen Soldaten, die, wie ich, dazu ausgewählt waren, in den Steinbruch zu gehen, um dort die Arbeiter zu bewachen. Noch nie war ich dort gewesen, hörte nur sagen, dies aus dem Mund der Soldaten, dass es eine gute Abwechslung war, eine Chance um für ein paar Stunden aus dem Lager zu kommen. So freute ich mich, als ich erfuhr, dass auch ich endlich, nach so vielen Wochen, diesen Ort verlassen konnte, um, auch wenn es noch immer beissend heiss war, in dem Steinbruch zu stehen, nur stehen, ein paar Schritte, schauen und Zeit erhalten, um zu denken, um zu träumen, um nicht stets das Jammern, das Schreien der Menschen in den kleinen Zellen neben mir zu hören. Auch wenn meine Ohren schon übersättigt waren von diesen eintönigen Einflüssen, dass sie allmählich taub wurden, so konnte ich es doch noch, in der Ferne, hören und hungerte sehr nach freudvolleren Geräuschen.

Zittern des Bildes, manchmal mehr, wenn die Schlaglöcher auf der Strasse tiefer waren, es ergab keinen Sinn das Erblickte in ein Ruhendes zu zwingen. Die Wege formten sich in enge Kurven, eine Allee, meine Allee gab es hier nicht und dies erfüllte mich mit Trost, war ein Garant dafür, dass ich hier nicht sterben musste, denn gehen konnte ich nur an einem Ort, wo ich durch die Allee in das Paradies gehen mochte und hier war dies, wenn ich die Bäume, die Gräser, die Strassen betrachtete, nicht möglich. Den dunklen und dichten Wald liessen wir hinter uns, fuhren durch ein ländliches Dorf, die Häuser klein, Bauern, sie standen da und schauten uns nach, bis wir uns in der aufgewirbelten Staubwolke verloren. Ihr Gesichtsausdruck konnte ich nicht einordnen- freundlich, wütend, ängstlich, nur Gesichter, mit einem Hauch von Frage, dem Suchen nach dem Grund warum wir durch das Dorf fuhren, jedoch klar wissend, dass wir in den Steinbruch rollten, um dort nach dem Rechten zu schauen. Bange wurde es mir, als ich bemerkte, dass die Strasse die Kurven verlor und sich in die Länge zog- doch noch die Allee, doch noch das Paradies in dem Fluchtpunkt, schon so nah, ich noch so jung und in einem fremden Land, mit dem ich mich nicht verbinden mochte. Nicht aus dem Grund heraus, weil ich als unschön, unfreundlich, empfand, vielmehr, weil ich mich der Heimat versprochen hatte- ich gehörte zu den Menschen, welche nur eine Heimat lieben konnte, so wie ich nur fähig war eine Frau ehrlich und wahrhaftig zu lieben.

Golden standen die Felder, hielten die Strasse und wiegten sich unter dem blauen Himmel. Es roch friedlich nach Sommer und wie gerne wäre ich von dem Lastwagen gesprungen, hätte die Heugabel in die Hand genommen um einzutauchen in das Sein als Bauer, der, bis seine Muskel von der Arbeit brannte, das Gold auf den Hof trug- Nahrung für das Vieh in den kalten Wintermonaten.

Feste schlang ich meine Finger um die Waffe, malte mir aus, dass dies die Sense sei, mit der ich rhythmisch Schnitt, begleitet von meinem Atem. Zuhause, hier zeigte sich mir meine Heimat, auch wenn in einem anderen Land, doch mit den selben Farben und Formen, liess das geglaubte und gefürchtete Vergessen verblassen und zerrte mich kraftvoll nach Hause, meinem Leib entsteigend. Auch wenn ich mein Hof, meine Eltern und meine Grossmutter nicht entdeckte, so stand ich doch auf meinem

Boden, breitete meine Arme aus, liess mich in den hohen Strohberg fallen, lächelte über das Kitzeln auf meiner Haut, von den Halmen berührt.

Reiner als rein standen die Blüten an den Bäumen, welche umgeben waren von dem satten, jungen Gras, darüber der strahlend-blaue Himmel, keine Wolke kennend. Milde die Wärme auf meiner Haut und ich ausgelassen auf dem Rücksitz des Autos meiner Eltern sitzend. Mein Vater am Steuer und meine Mutter neben ihm, ihr Haar wirr von dem Wind, der durch das offene Fenster in den Fahrraum drang.

„Eine Fahrt über das Land“, sagten meine Eltern und erst wurde ich ergriffen von einer unendlichen Langeweile und dem Wissen, dass mich bei jeder Kurve, die wir zurücklegten, die Übelkeit gefangen nehmen würde und für viele Stunden, auch wieder Zuhause angelangt, begleiten.

Langsam fuhren wir den Hügel empor, in einer Gegend, die ich nicht kannte, die sich jedoch nahe an meiner Heimat in der Stadt befand. Das Fremde mit seiner Schönheit begann leise mich zu rufen und mit jedem Meter, den wir näher hinein fuhren, drang die Stimme dichter, kraftvoller und ziehender an mich heran. Erst auf meiner Haut, dann durch sie sich stossend, bis in mein Herzen, meine Gedanken hinein und ich wusste, dass ich an diesem Ort aussteigen musste. Die Schönheit der Natur, die kleinen, alten Häuser, schon in die Jahre gekommen, nicht den Renovationswahn aus der Stadt kennend, sie wollten mich in aller Gänze aufnehmen. Ich schrie im Wagen, schlug gegen das Fensterglas und wollte in das Aussen, die Luft atmen, meine Arme weit ausbreiten, umarmen, mit nackten Füssen über das satt-grüne Gras eilen, die Bäume umarmen, mich in ihrem Vollen fallenlassen und eine unendliche Zeit den weiten, unendlichen Himmel bestaunen. In diesem Augenblick glaubte ich, dass ich sterben würde, wenn ich nicht an diesem Ort aussteigen konnte und ich legte alle Kraft, welche ich besass in meine Stimme und meine Fäuste- wir hielten nicht an, fuhren weiter über die Hügel, meine Eltern lächelnd, irgendwann verärgert über mein Verhalten, welches sie als Trotz verstanden und nicht begriffen, dass es nicht diesem entstammte, sondern aus einem ernsten Bedürfnis Einzutauchen in die Schönheit, die mich glauben liess, dass es ein Stück des Paradieses war, welches mich da unerwartet und kraftvoll fand- Es nicht zu betreten verstand ich nicht und lange trieb es mir Tränen der Verzweiflung und Wut in die Augen.

Und zieht mich der Traktor, der Anhänger zitternd von der uneben Strasse durch die schmalen Gassen, rieche ich das Oel, fühle ich die brennende Sommersonne auf meiner Haut, schaue ich in die lachenden Gesichter der Menschen, welche am Wegesrand stehen, weil sie sich freuen an unserer Freude, dann bin ich in meiner Heimat angekommen, an diesem Ort, der mich in jungen Jahren so sehr rief, mich mit einer kraftvollen Sehnsucht anfüllte und ich damals nicht aussteigen durfte, weil es mir verwehrt wurde. Mehr als dreissig Jahre dauerte es, bis ich ankam- dazwischen den Ort vergass, bis ich ihn wiederfand und das alte Bauernhaus bezog. Eine Bäuerin bin ich niemals in meinem jetzigen Leben gewesen, doch in dem Zittern der Fahrt mich befindend, fühle ich Liebe, Stolz für meine Heimat, die mehr als nur die momentane Stunde kennt, sondern über den Rand reicht, weiter zurück, hin zu den goldenen Feldern, der Weite, dem Hof einsam in der Landschaft sich befindend- ein Kreis schliesst sich, die Erinnerung an ein mir geliebtes Sein aus einem anderen Leben füllt mich aus, kennt keine Trennung zwischen Damals und dem Heute, sie fliesen zusammen, ergeben ein Ganzes und so bin ich gehalten in diesem Vollen. Die Menschen nehmen mich auf, bieten mir einen Platz in ihren Reihen an, auch wenn ich aus der Stadt stamme, auch wenn ich ursprünglich bestimmt war in der Luxuswelt

der Akademikern zu leben. Man frag mich nicht woher ich stamme, was für einen Titel ich durch das Wiedergeben von Wissen mir errungen hatte. So viel Liebe und Offenheit mochte ich doch nur erhalten, wenn ich Liebe gegeben hatte, wenn ich sie tief im Herzen trug und bewusst wurde mir, den Gang in meine alte Vergangenheit vollziehend, dass ich schon damals, in einem anderen Leib beheimatet, die Bauern und fleissigen Arbeiter nicht mit Überheblichkeit betrachtete, vielmehr mit Dankbarkeit und der Pflicht das zu schützen und zu ehren, was uns gemeinsam war- die Früchte der Erde, das Holz aus dem Wald, die nährnde Heimat. Ich, wohl in ein anderes System hineingeboren, mich jedoch den Bauern mehr verwandt fühlend, als all den hohen Herren, den edlen Damen, welche sich mit teuren Dingen schmückten- ich wurde dort gesehen als Mensch mit der Vergangenheit zur ländlichen Gegend irgendwo in Europa. Diese Verbindung, dieses Verwurzel- sein in einer Landschaft die ehrlich sich zeigte, nicht die Masken der Stadt auf sich legte, man sich dort verirrt fragte was für eine Jahreszeit gerade sei, da die ewigen Lichter, das Grau in Grau der Strassen einem den Zugang in den Winter, den Frühling, dem Sommer und den Herbst verwehrte, sie macht mich ruhig, glücklich und reicht mir Kraft dar, um mich all dem Wirren und den Pflichten der rasch- drehenden restlichen Welt zu stellen. Das mich Wieder- erinnern, an sehnsuchtsvolle Bilder, satt von Liebe und weiter zurück, über mein Sterben hinaus, es ist gnadenvoll und überschüttete mich mit Geborgenheit, lässt mich vertrauen, dass, auch wenn mich der Wandel, das stete Werden und Vergehen umgibt, es doch Gebiete in meiner Seele gibt, diese gespiegelt durch das Aussen, welche Bestand in sich tragen. Die Uhren, die hier sich bewegen, es sind keine kalten, elektronischen Zeiger oder Zahlen auf einem Zifferngrund, es ist die Zeit der Natur, die Antworten von uns verlangt, sei es das Schneeschaukeln im Winter, das Schneiden der Zweige im Herbst, das Holz in die Stube tragen, damit man Wärme erhält, das Auftanken von Sommersonne, um davon genügend in der Seele zu besitzen, wenn das Sterben im fallenden Laub sich zeigt. Gerade diese Ehrlichkeit lässt mich gesunden, in ihr kann ich mich nicht verirren, wie ich es oftmals, mich selber hinterfragend, in der glänzend, reichen Welt tat, weil ich gegen gewisse Kode- xe verstieß. Es war ein Kampf gewesen, weich geworden von dem bequemen Stadtleben, in der Ehrlichkeit auf dem Land anzukommen. Oftmals sass ich mit blauen, klammen Händen in der kalt-feuchten Stube, sehnte mich nach dem einfachen Luxus in der Stadt, wo alles als selbstverständlich verstanden wurde und im Überfluss vorhanden. Mit dem langsamen Ankommen in dem alten Bauernhaus, der Winterkälte, in den schmalen Gassen, die ich abfuhr, der kleinen Kapelle neben dem Schulhaus verblasste auch das Rufen nach der Stadt, ich begann mich auf den Frühling und den Sommer zu freuen, die in ihrem Kommen und Dasein an Grandiosität mit meinem Mich-öffnen erhielten und mich für mein Ausharren im Winter, mit den Eisblumen am Fenster, belohnen. Wundervolle, klare Sternenhimmel, die ich in meinem ganzen Leben noch nie so gesehen hatte und mich in ihrer Wirkungskraft daran erinnern - an die Funken auf dunkelblauem Hintergrund, Maria und das Jesuskind beschützend umrankend, weite Felder, rein-blühende Kelche an den Kirschbäumen, gefolgt von den süssen Früchten aus der Hand der alten, weisen, mit unzähligen Engeln begleiteten Frau aus dem Dorf. Alles wird mir in Hülle und Fülle ohne mein Zutun gegeben, nur da muss ich sein, die Augen, die Ohren und meine Hände öffnen- ein Luxus wovon wohl viele Reiche nicht einmal zu träumen wagen. Nach mehr als dreissig Jahren, welche zwischen dem ersten Finden als Kind und dem Jetzt liegen, dem langen Schlummern meiner Sehnsucht, doch niemals verloren, schweigend in mir geborgen, mich nur ab und an antreibend in dem Wunsch einmal ein altes, verlot- tertes Haus zu bewohnen, erhielt ich mehr, als ich mir je wünschte.

Damals, in dem stickigen Auto sitzend, das helle Haar wirr auf dem Kopf- ich schien aus Urtiefen zu vernehmen, wer auch immer mir da zusprach, dass dort auf dem Land ein Teil meines Friedens lag, es mir geschenkt wurde und ich nur noch annehmen musste und ich tat es, eine lange Zeit später, ich löste das Versprechen, an das ich mich nicht mehr entsann, welches ich wohl in dem Schreien, Schlagen und ohnmächtigen Weinen als Kind innerlich aussprach, ein, fand den Heimweg im Jetzt und in das Damals, welches hier auf dem Land mit seiner Ähnlichkeit eine Brücke schlägt hinein.

Zittern meiner Glieder, ich halte mich an dem rauen Holz des Anhängers und es spielt keine Rolle mehr, ob ich da bin als Seele in einem männlichen Leib, als Kind, als Frau- ich bin mit dem was ich besitze. Einen Augenblick bin ich als Mann auf dem Anhänger, stolz über das Land und mich in der Verantwortung fühlend, gar in der Pflicht, dies alles zu beschützen, die Muskeln brennend von der Feldarbeit spürend, dann wieder Mutter von meinem Kind, wie es freudvoll neben mir sitzt, lachend, aus vollem Herzen lachend und seine Freude mir Tränen in die Augen treibt und dann, auf den nahen Augenblick folgend, ich als Frau, gerade in diesem Moment, gerade in diesem Leib, voll mit Glück, nur für ein paar Minuten, ein kurzer Zeitraum, doch Nahrung mir reichend für eine lange Dauer.

Eine Weile hier ruhen, mit ihr den unendlichen Himmel bestaunen, sich an der Sonne wärmen. Dicht lag sie neben mir und als ich nach ihrer Hand griff, schimmerte das zarte Edelmetall mir entgegen. Ein Strich, geformt zu einem Kreis an ihrem Ringfinger, gefolgt, beschützt von meinem Rund. Dunkel ihre Augen, ihre Wangen voller Lebenskraft, ihre Lippen weich und süß, wie sie mir entgegenkamen. Bewegungslos lag ich da, versank in dem alten Wissen in ihrem Schauen, dass mit Sicherheit auch das sehen konnte, was für andere Sehende im Verborgenen lag. Zart schloss sie meinen Mund mit dem Ihrigen, strich mit ihren Händen durch mein Haar und meine Arme hielten sie sicher. Hier, da war die Zeit gekommen, da war der Raum nicht dunkel durch all die Leiden, wie es im Lager war, um sich hinzugeben, zu springen in die warmen Wellen, die tief aus dem Herzen entsprangen und wie Feuer die Zellen anfüllten. Die Grenzen zwischen mir und ihr hoben sich auf, nach so vielen Tagen und Nächten. Das Warten war gut gewesen, das nicht rasche Entweihen der Zusammenkunft an einem Ort, der dieser Heiligkeit nicht würdig war, hier, mitten in diesem Feld, der Strohberg ein Altar, hier war die Stimmigkeit für das Sich-finden mit Liebesschwüngen.

„ Komm zu mir mein Mann, um meine Tränen zu sammeln mit deinem Kuss und ich trinke von deinem Augenwasser“, sprach ihre Stimme, die mir vertraut war, obwohl sie längst keinen Mund mehr besass, um die Laute mir zu geben, hören konnte ich sie zu jeder Stunde, auch wenn das Aussen in einem Lauten stand- ihr Versprechen bei mir zu bleiben, welches sie mir in ihrer Todesnacht gegeben hatte, sie hielt es unerschütterlich ein und auch ich, noch, an einem zarten Faden mit meinem Leib verbunden, stand liebend neben ihr, wanderte in ihrer Welt, die ich noch nicht gänzlich betreten durfte, so lange mich die Füße noch über die Erde trugen. Eine Tatsache, die ich, auch wenn ich wusste, dass mein Sterben auf Erden, uns gänzlich zusammen gebracht hätte, akzeptierte, sie als gottgegeben betrachtete und die Richtigkeit meines Zustandes nicht mehr in Frage stellte. Schämen musste ich mich, wenn ich mich daran zurück entsann, wie ich glaubte in meinem Sterben eine Lösung für all meine Aufgaben zu erkennen, ein grössenwahnsinniges Streben, sich

gegen den göttlichen Lebensplan aufzulehnen- nur er durfte über den Augenblick meines Gehens entscheiden.

„ Dank sei dir, dass du mich erkennst und ich durch dich meine auferlegte Blindheit für dich und für mich Blatt für Blatt ablegen darf- näher an die Blüte heran, bis sich der Kelch öffnet in wundervollen Farbenpracht“, gab ich ihr mein Wort.

„ So lass uns den Kelch leben“.

Ein Nicken huschte über mein Gesicht- Heimat in dem blauen Himmel über uns, Heimat in dem Gold der weiten Feldern, Heimat für sie und für mich, zugleich sie Heimat für mich, als noch irrender, ringender Mann auf Erden.

Warm fühlte sich ihre Haut auf mir an, zart, unverbraucht.

„ Du bist die Mutter meiner Kinder.“

Das Rattern hatte mich wieder, in den Händen hielt ich die Waffe, meine Uniform säuberlich verschlossen und die Strasse zog sich strichartig durch die Felder. Verstohlen, denn ich wollte nicht, dass die anderen Männer, welche ebenfalls auf dem Lastwagen sich befanden, meinen Ehering sahen, drehte ich mit dem Daumen daran, lächelte friedlich. Das Wissen, dass ich real keinen Ring am Finger trug, besass ich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr. Ich war so sehr davon überzeugt, dass ich verheiratet war, dass ich soeben mit meiner geliebten Ehefrau zusammen gelegen hatte, in meiner Heimat, als Bauer. Sprechen tat ich niemals von meiner Frau, von meiner Ehe, von meinem Vaterwerden- für mich wollte ich diese Tatsache behüten, als Heiligtum, so wie ich es schon als Kind bei der Allee und dem Paradies im Fluchtpunkt betrieb und, gewiss war ich noch genug in dem Realen stehend, dass ich fern ahnte, dass ein mich Offenbaren mir nur Schande, Gelächter, gar den Tod gebracht hätte. Den Stempel der Geisteskrankheit wollte ich nicht auf mir tragen, denn er entsprach nicht meinem Empfinden- gar keine Stempel war ich noch bereit auf mich zu nehmen, genug hatte ich davon, so dicht, dass es mir schwer viel mich wirklich noch zu sehen, ohne Fremdeinwirkung, dass ich nur noch schmal, wie ein Faden, der an Dichte verlor, mich zwischen all den auferlegten Masken umher-schlängelte. Im Lager war ich Maske, die Uniform, war ich Soldat, der die Zellen mit den Menschen bewachte, der selten, wann er sich überwinden konnte und es als gescheiterten Schachzug empfand, sich mit Schnaps volllaufen liess, um nicht gänzlich aus dem System an diesem Ort zu fallen. Es war keine Freude die kleinen Gläser, bis an den Rand voll mit der glasklaren und brennenden Flüssigkeit, in mich zu kippen, es war Dienst, ein sich Anpassen, um das Bild des Aussenseiters nicht noch mehr zu verdichten. Stets schämte ich mich darüber, wenn die Zungen der Soldaten nur noch lallend die deutschen Lieder versuchten zu singen, beschämend und noch lächerlicher wirkte das sich Aufblasen, als hätte man keine Angst, als wäre man ein Held und doch, so deutlich wussten, erkannten alle, dass man klein und voller Furcht sich an diesem Ort aufhielt. Zur Maske ich geworden, wenn ich an dem langen Tisch sass, mich bemühte zu lächeln, wenn ein Witz die Runde machte, dann das kleine Glas, an die Lippen, das Brennen in der Kehle und weiter. Ein paar Schritte war ich geübt als Maske zu spielen, doch ich kannte mich zu gut, dass ich nicht über meine innere Grenze gehen durfte, nicht an einem langen Tisch mit Soldaten und gar noch einem Offizier- Haltung musste ich bewahren, niemals durfte die Maske Risse erhalten und wenn doch, dann war es zwingend, dass ich rasch den Tisch mit den Soldaten verliess. Die Gedanken, Gefühle, welche sich im Alkoholrausch zeigten, sie waren nicht für die Masse gedacht, niemals hätten sie mich verstanden, mich sogar ver-

trieben, zu dunkel, zu schmerz erfüllt, gewiss auch in vielen Teilen zu wahr, dass die Soldaten es gewillt gewesen wären zu ertragen, in sich wirken zu lassen-ein Spiegel, manchmal klar, manchmal durch mein Eigenes verzerrt, so dass ich selber nicht mehr wusste, was denn wirklich wahr und was nicht, ich nur noch empfand und was ich da empfand, war kraftvoll- dunkel, bitter, sehnsuchtsvoll, warm, süß und bitter zugleich, als fände sich die Hoffnung, der Glaube an das Gute mit dem verzweifelten Aufgeben, mit dem Sterben in einem Punkt und angekommen in diesem schmalen, luftleeren Raum, da musste ich alleine sein, auch wenn ich mich sehr nach einer rettenden Hand sehnte. Mein Sein hätte wohl auch die stärkste Hand in diesem Augenblick in tausend und abertausend kleine Stücke zerbrochen. Ich stellte mir oftmals die Frage, ohne eine Antwort zu finden, ob es damit zusammenhing, dass sie schon ihre leibliche Hülle verlassen hatte und dadurch in andere Welten blicken durfte- sie hielt es in solchen Momenten aus, stand still, reichte mir die Hand, welche nicht zerbrach, ruhte in sich und ihr nicht Gehen liess mich hoffen, dass dieser gnadenloser innere Krieg, der ausbrach wenn sich bestimmte Gedanken und Emotionen auf einem Punkt verbanden, mich irgendwann verlassen würde. Wie konnte sie so ruhig bei mir weilen, doch nur mit dem klaren Wissen, dass es ein Ausweg gab, dass ich nicht unterginge, mit dem unerschütterlichen Glauben an meine Kraft. In solchem Ringen glaubte sie mehr an mich, als ich es jemals tat und dafür empfand ich, der inneren Schlacht lebendig ausgeliefert, tiefe Dankbarkeit. Wer mir den Glauben an mich selber stahl und aus welchem Zweck, fand ich niemals heraus. Lange hatte ich nach dem Dieb gesucht, ohne ihn zu finden und glaubte ich ihn zu erkennen, war er wieder entwichen- müde war ich geworden von diesem Jagen, bis ich ihn oder auch sie losliess und mich dazu entschied, mühsam zu lernen mich selber zu retten, wenn die innere Welt in mir zusammenbrach- manchmal mochte mir dies gelingen, manchmal auch nicht. Es stellte sich mir in bestimmten Jahren die Frage, ob Gott mich mit dem Mangel des Selbstglauben aus dem Himmel entlassen hatte? So gnadenlos konnte ich mir mein Gott nicht malen und wenn, dann nur mit einem Sinn, dem Sinn vielleicht, dass ich lernte mich aus den dunklen Fluten zu zerren, dass ich lernte mich selber mit Wert und Licht anzureichern, bis ich selber von mir sagen konnte, dass ich mich liebte. Gott hatte es nicht nötig eine Seele mit einem solchen Fehlen zu entlassen oder es einem Lebewesen zu entreissen, er war wer er unbestritten war, musste sich durch das Schmälern eines Anderen keine Grösse ergaunern, dies mochte nur aus einem Menscheng Geist entspringen, einem Kleinen, der nur noch das Rauben von ihm nicht zustehendem Glauben an sich Selber als die Heilung seiner erdachten Nichtigkeit wählte. Die Würde, der Selbstglaube des Menschen war für mich unantastbar- wie konnte man einem Gegenüber dies entreissen, was für Gesetzmässigkeiten waren einzuhalten, um an dieses Ziel zu gelangen? Fragen, welche mich umhertrieben, gewiss nicht, um mich an dem Selbstglauben der Anderen zu bereichern, sie in Persönlichkeitsteilen wie ein Vampir auszusaugen und das Ergaunerte, wie Trophäen, wie ausgestopfte Hirschköpfe als Zierde an die Wand zu hängen, vielmehr, um niemals, dies unbewusst und nicht mit Absicht, nur einen Hauch dieser Tat auf mich zu nehmen. Was für eine Seele konnte man berauben? Dies die andere Seite, die andere Figur, diese brachte mich näher an mich heran, nicht um, hätte ich verstanden, etwas rückgängig zu machen, gewisse Dinge blieben lebenslang bestehen. Es war eine Frage, die ich, auch wenn ich noch so viel Kraft aufwand, mit meinem klaren Verstand nicht beantworten konnte- es war das Herz, welches mir da zur Seite stand und die Richtung wies. Unerschütterlich und mit einer alten Wahrheit, so banal, dass man ihr, in der heutigen gescheiterten Welt, kaum noch Glauben schenkte, es versuchte mit einem Lächeln abzutun, stand die Lösung in mir:., Nur ein Mensch

der liebt hegt die Offenheit, um den Selbstglauben sich entreissen zu lassen. Der Selbstglaube eines Kindes ist wahrlich einfach zu entreissen, weil es noch nicht weiss, was es wissen sollte, hingebungsvoll liebt, nein vielmehr, man muss es ihm nicht nehmen, versuchen zu verhindern, dass es der Glaube und den Wert in sein Selbst niemals erlangt und wenn doch, zu kleinen Funken dieses Betrachten in die eigene Seelenlandschaft verdunkeln und mit einem Mangel, einem Bösen, betiteln.“

Finden konnte ich den Dieb nicht mehr, die Diebin, nicht einmal konnte ich sagen, dass es in meiner Kindheit geschah oder in einem anderen Leben und diese Tatsache liess mich mein Suchen als sinnlos erscheinen. Keinen Groll hegte ich gegen den oder die, welche mir genommen hatte, kein Bestrafen hätte ich gefasst, hätte der Tatsache, dass ich manchmal im Nichts versank und drohte unterzugehen, Änderung zugeführt- und hätte ich gefunden, wäre ich dann vor den Dieb gestanden und hätte das was ursprünglich mir gehörte wieder eingefordert? Dumpf entsann ich mich daran, wie es einst war, was ich einst besass, jedoch nur dumpf, fast verloren, weil ich es niemals in diesem Leben wirklich in Gänze mein Eigen nennen durfte. Es wurde mir schon genommen, bevor ich es erkannte- ein einfaches Nehmen, denn ich war nicht im Stande mich zu wehren, weil ich nicht wusste was mir abhanden kam und weil ich offen liebte, den Dieb, die Diebin liebte und ihr Handeln als gut und wahr benannte, vertraute, wie es nur ein Kind fähig war.

Und in diesem Leben eingebunden, die Spuren aus einem Alten in mir, manchmal verschleiert und manchmal deutlich, doch stets lenkend, so kenne ich das zerstörende Nichts, welches mich unerwartet erfassen kann. Schleichend, manchmal wie ein Schlag, rasch und ich weiss nicht woher es kommt, wer es mir einpflanzte, wer mir nahm. Isoliert ringe ich dann in meinen eigenen Mauern, das Innen passt nicht mehr harmonisch zu dem Aussen und ich verspüre das Bedürfnis zu rennen, weit zu rennen, obwohl ich weiss, dass ich das Nichts, vor dem ich flüchten möchte, in mir trage. Alt ist dieses dissonante Nichts, aus einem anderen Leben, aus meinen Kindertagen stammend und verstehen kann ich es nicht in Gänze. Seinen Verlauf beobachten, wie es langsam, im Erscheinungsbild von Worten, Gesten, Lichtern, Geräuschen, Gerüchen, einer Abfolge von Einzelteilen kommt, erst in der Ferne, dann näher an mich heran und mit einem Sprung tief in meine Seele hinein. Es treibt mich dazu, mich klein, starr, aus dem Sozialen gerissen, unbrauchbar, als Sinnlosigkeit zu erleben und lahm sitze ich in solchen Augenblicken da, weiss die Richtung nicht mehr zu bestimmen, bis der Schmerz an einer Größe erhalten hat, dass der letzte Schritt meine Auflösung fordert, um zu entkommen- da richte ich mich wieder auf, durchstosse die Mauern, den Schlamm, suche nach dem Licht, versuche zu atmen, rette mich selbst.

In meiner Jugend, an der Schwelle zwischen Kind und erwachsener Frau tauchten solche Abgründe in regelmässigen Abständen in mir auf, bis ich sie verlor, sie mich entliessen und nur noch ihre Schreckgestalten verblasster und nicht mehr mit einer solch scheusslichen Vehemenz sich zeigten. Sie liessen mich vergessen, nur noch als ferne Erinnerung und dies war sehr durchdacht gewesen von ihnen, denn ihre unerwartete Rückkehr, worauf ich nicht gefasst war, weil ich in dem Glauben war, dass ich sie besiegt hatte, sie gewann dadurch an unendlicher, niederschmetternden Kraft. Im November und ich wie ein Alptraum kommt es mir vor- im November und der Schnee durchtanzte den kalten Nachthimmel, ich stand auf dem roten Teppich vor dem alten Hotel, welches schon in die Jahre gekommen war, doch gerade dadurch seinen Wert erhielt- tausend und abertausend Geschichten lagen in den Mau-

ern und dem grossen Spiegelsaal. Ein verblasster Glanz, den man in dieser Zeit auf eine solche Art und Weise kaum mehr finden kann und die Menschen, welche ein Solches suchen und wollen, sie gehören einer Generation an, welche am aussterben ist. Nur ein Wochenende war ich dort, nur eine Nacht, dies mit meinem Sohn, mit meiner Frau und meiner Mutter. Das Weinglas haltend wollte ich damals meiner Mutter sagen, dass ich bald heiraten würde, ich schaffte es nicht und je näher ich an den Punkt kam, wo ich meine Lippen öffnen wollte, wurde mir angst und bange und ich nippte den schweren Wein, bis mir der Boden unter den Füßen begann zu wanken. Dann, in den späten Abendstunden die Leere, ich alleine mit meiner Frau in der Bar, die Ledersessel drohten mich zu verschlingen, ich schwankte an die kühle Luft, zündete eine Zigarette an, vor mir tat sich der Boden auf und ich fiel ohne Halt hinein, tiefer, ohne Aufprall. Geschehen musste ich es lassen, keine Möglichkeit besass ich, um diese unschöne Reise in den Abgrund zu halten. Mit klammen Fingern hielt ich mich an dem Weinglas und an der Zigarette und legte ich mein Blick auf meine Beine, so glaubte ich, dass ich schwarze Stiefel erkannte, die zu einer Uniform gehörten. Ich hasste das Leben, ich hasste diese Stunden, ich hasste mein Schweigen, meine Unfähigkeit meiner Mutter zu sagen, dass ich meine Liebe gefunden hatte, ich hasste mich selbst und in diesem Zustand gab es nur noch die Zerstörung. Ich löste mich auf und formte mich zu Starre, zu Stein, der innerlich zerbrach, eine Säule vor dem edlen, alten Hotel, dessen Stimmung ich so sehr aus einer anderen Zeit her kannte. Diese Mauern, sie passten perfekt zu dieser Szene, unterstützten sie mit Kraft, gaben da und dort noch Licht und einen Klang hinzu. Nach dieser Nacht war ich froh, dass ich nach Hause gehen konnte, mich entreissen aus dem Zustand des Nichts, erschrocken über mich selbst und das tiefe Fallen, welches keine Gnade birgt. Vergessen hatte ich die Schreckgestalten in mir, heute weiss ich, dass sie kommen können und ich mich retten muss, wenn sie da sind und mich in ihre Gewalt bringen möchten- woher sie wirklich stammen, wer sie in mein Leben brachte und dann noch in eine solch bedrohliche Nähe, ich weiss es nicht zu bestimmen, es bringt keine Änderung, der Ursprung wurde gesetzt und die Aufgabe liegt darin, dass ich mich aus dem Nichts erhebe, nicht nur mit meinen Gedanken, auch mein Herz soll es verstehen- Wut über den Verlust, so auch die Trauer, sie bringen mich nicht weiter, sie schwächen mich auf dem Weg hin in das Licht. Es sind zähe Schritte, die ich betreibe, sie verlangen mir viel Kraft und Konzentration ab, stets ein Ja und ein Nein an den richtigen Stellen, das Einschlagen von Wegbiegungen. Ich wurde geboren, ich war und ich bin, so kann ich kein Nichts sein, kein Lebewesen, nichts kann ein Nichts sein- nur verstehen muss ich dieses Gesetz, empfinden und es tief in meinem Innern verankern- und noch bleibt die Furcht, dass ich meine Ehefrau, wenn ich in den Ketten des Nichts mich winde, verlieren werde.

Sie vergab mir, wenn ich aus der Seelennacht wieder gegen das Licht blickte, immer und immer auf ein Neues- ich schämte mich dafür, dass ich so tief stürzte, schämte mich vor mir selber, dass ich noch das Letzte versuchte mit Raserei, gepaart mit tiefer Trauer, zu zerschlagen, bis hin in die Vernichtung meiner Selbst. Die Jahre hatten mich gelehrt, wenn auch nur in kleinen Funken, die in tiefsten Seelennacht aufblinkten, dass mein Selbstbild nicht der ganzen, wahren Realität entsprach, dass da in meinem Kelch sich langsam nicht nur ein Nichts befand, sondern viel mehr, ein Volles, ein Lichtes, ein Gutes, dass unbeholfen, da niemals gelernt und erlaubt, mich lehrte mich selber zu lieben.

Der Steinbruch war gross, rötlich schimmerte der Felsen und als ich von dem stehenden Lastwagen sprang, so verspürte ich die drängende Lust mit meinen eigenen Händen, einem Hammer und einem Meissel eine Figur aus dem festen Material zu formen. Noch nie hatte ich mit Stein gearbeitet, sie nur vom Feld getragen, damit das Korn besser wachsen konnte.

Rasch stellten wir uns in einer Reihe auf, standen stramm, so wie man es uns gelehrt hatten, lauschten den Befehlen des Offiziers nach- ich versuchte die wichtigsten Brocken an Worten zu erhaschen, nicht zu viel, oft kein vollständiger Satz, nur nicht alles in sich lassen, um sich nur wenig mit dem Sprecher zu verbinden und doch gerade genug, um keinen Fehler zu begehen und diesen mit dem Sterben zu bezahlen. Das ausführliche Dozieren über die Wichtigkeit der Sicherheit, der strengen Strafen, wenn ein Häftling seinen eigenen Weg versuchte einzuschlagen, sich eine Pause gönnte, dies wahrlich nicht nach einem Feriausflug, sondern nach vielen Stunden der harten Arbeit unter der beissenden Sonne, liess ich an mir vorüberziehen, verbleicht waren solche Regeln, durch das Wiederholen, wie ein bunter Schal, den man oft getragen auch zu oft wusch, blass, ausgelatscht, langweilig, ohne neue Ideen, öde, begrenzt. So viele grosse Visionen hegte einst der Führer, die er in seinen bunten, aufdringlichen Propagandabildern und Reden an das Volk trug und nach den vielen Jahren, keine Steigerungsform mehr möglich? Regeln blieben Regeln, Ungnade blieb Ungnade und das Töten blieb das Töten, es gab nicht ein Mehr an Tot als tot. So in der sengenden Hitze stehend, die Öde der Reden fühlend, denn sie machte mich kraftlos und müde, erwachte in mir auch Erleichterung, denn wären die Regeln, das Töten, die Kälte noch ohne Langeweile gewesen, so hätte dies eine Steigerung bedeutet und, gewiss man konnte nicht mehr als töten, was man jedoch konnte, war die Art und Weise mit Spannung und noch mehr Gewalt zu beleben, ein Kick, noch rascher auf der Strasse, noch höher mit dem Flieger, noch riskantere Figuren ziehen und so eine scheinbar alte Sache mit Frische beleben- wer brachte am qualvollsten um, nicht mehr, wer brachte was für eine Menge um, gar, wer brachte durch die eigene Hand noch keinen Menschen um? Die Letzten, sie gehörten einer Sparte an, welche es nicht gab und dazu noch, sie waren sehr unmodern, unsportlich, kein Vorbild um so zu werden wie sie. Ich war mir sicher, dass es noch andere Menschen in diesem scheusslichen Krieg gaben, welche zwar als Soldat ihren Dienst verrichteten, doch noch nie getötet hatten und für jeden Tag froh waren, an dem dieser Kelch an ihnen vorüber ging, denn es war keine Selbstverständlichkeit. Nach den Soldaten, die sich darüber ausschwiegen, dass sie noch nie getötet hatten, folgten die Soldaten, welche schon getötet hatten, doch nicht aus einer Machtgier heraus, humaner, wenn man dies denn sagen konnte, rasch, ein gezielter Schuss, manchmal auch einen verfehlten Schuss, bewusst, um einem flüchtenden Menschen das Leben durch das Nicht-treffen des Zieles zu ermöglichen. Viele Abstufungen gab es bei dem Umgang mit dem Töten und ich wusste, dass die Trennung zwischen dem Soldaten, der noch nie mit eigener Hand getötet hatte und dem Soldaten der getötet hatte, dies jedoch humaner als viele Andere aus seiner Reihe, dünn war und ich mir nicht sicher war, ob mich dieser Krieg nicht doch noch in diese Situation des Tötens bringen würde- ich flehte zwar den Himmel und die Götter an, dass sie mich nicht an einen solchen Ort, zu einer bestimmten Zeit, vor einen bestimmten Menschen führten, mit Sicherheit konnte dies keiner Sagen. Die Soldaten und oft war ich Zeuge von solchen Schüssen geworden, welche aus der Not heraus den Tod brachten, sie sanken, auch wenn ich wusste, dass kein Mensch das Recht besass das Leben eines anderen Menschen zu beenden, nicht in ihrer Würde, vielmehr verloren die an Verständnis und Achtung, welche aus Lust an dem Quälen sich die undenklichsten Varianten

der Vernichtung ausdachten, es wie ein Sport anschauten und gegenseitig sich massen- ein solches Treiben stammte wohl direkt aus der Schmiede des Teufels.

„Es wird die Zeit kommen, um auch diesen Seelen zu vergeben, weil es um eine Heilung im Ganzen geht“, ich zuckte zusammen, als ich ihre Worte in mir hörte, schaute der steilen, roten Felswand entlang, suchte nach meiner Frau, finden konnte ich sie nicht, nur, schloss ich meine Augen, dicht neben mir roch ich sie, süß, noch den Duft des Sommers in ihren Haaren tragend. Die ihrigen Worte hallten in mir wieder, wie ein Mantra wiederholte ich es, wenn ich meinen Wachgang tat, versenkte die Botschaft, das Grosse in ihr erahnend, in meine Seele. Es war ein Wissen aus einem weiteren Schauen heraus, so wie es Seelen nur erlaubt war, die nicht mehr in ihrem Leibe weilten. Ich machte dieses Wissen zu meinem Eigen, weil ich es heute und in diesen Tagen, gar Wochen und Monaten glaubte zur Hand haben zu müssen, es war ein Blick in die Zukunft, ein Samen, den ich einpflanzte, um, so sollte ich in der ferneren Zeit noch da sein, wieder da sein, zum Aufbrechen bringen wollte, es meine Pflicht war, weil ich es erhielt. Es stand in den Weiten der Götterwelt, ob sie mich in ein solches Sein erneut entliessen, wo ich gerade von diesem Wissen Gebrauch machen konnte- auf der einen Seite wünschte ich mir es sehr, wich jedoch zugleich zurück, weil ich an meiner Kraft zweifelte, um wirklich das gesprochene Wort leben zu können und mich nicht durch Schwäche, den Egoismus und all die anderen Unfähigkeiten davon abbringen zu lassen- doch noch zu hassen, nach Rache zu trachten, zu verurteilen und am Ende dadurch das Leid zu vergrößern.

Das Töten, wie es salonfähig in dieser Epoche geworden, es hatte mich stets gelangweilt, keine Freude oder Stillung einer ominösen Lust versprach mir dieses abgefallene Treiben, vielmehr hegte ich Furcht davor und setzte all meine Kraft daran, dass ich niemals umbringen musste- ein Slalomlauf in dieser Zeit.

6. Die Kinder

*Sag nicht
du bist fertig*

*Schatten
machen dich bang*

*Aber vergiss nicht
es gibt ja
das Licht*

*Noch einmal:
Sag nicht
du bist fertig*

*Schatten
machen dich bang*

*Aber vergiss nicht
es gibt ja
das Licht.*

(Rosa Ausländer)

Zurück im Lager und nicht gleich bemerkte ich das Neue, welches Einzug erhielt während meiner Abwesenheit. Erleichtert war ich gewesen, dass ich nicht zu einem tötenden Soldaten geworden war, nochmals dieser Schuld entkam. Müde legte ich mich in meine Kammer, versuchte etwas Schlaf zu finden. Die kühle Luft, welche der nahende Herbst brachte, sie machte das Eintauchen in das Schlummern einfacher, so auch die schweren Beine, von dem langen Stehen und Gehen in dem Steinbruch. Viel an Ruhe fand ich nicht die letzten Tage, zusammengepfercht in einer kleinen Baracke, die steil in den Hang hineingebaut war, all das Schnarchen der Kameraden hörend. Eine solch enge Zusammenballung von schwitzenden Männer war mir verhasst, doch, auch wenn ich meine Wut, ausgelöst durch das Engegefühl, in mir fühlte und viel Kraft brauchte, um sie zu unterdrücken, musste ich mich in diese Situation schicken, eine andere Wahl gab es nicht und es war allemal besser, als das Arbeiten im Lager- wahrlich eine Abwechslung, welche ein Ausatmen ermöglichte, gerade dann, wenn man alleine die Wache zu machen hatte. Am liebsten mochte ich die Nacht, alleine stehend oder auch sitzend, die Waffe in der Hand, die Stille und der Sternenhimmel schützend über dem Tal. In solchen Augenblicken schien die Welt fast wieder friedlich, all das Leid, die ausgehunderteten Gesichter der Häftlinge verdeckt durch die Dunkelheit und nur ich, die tausend und abertausend Sterne dazu.

So noch den Bildern des Steinbruches nachlauschend, mehr und mehr in den Schlaf sinkend, schlichen sich Geräusche an mich heran, die ich so im Lager noch nie ver-

nommen hatte. Um herauszufinden was es war, liess ich meine Augen geschlossen, nur hören wollte ich- Kinder- es waren Kinderstimmen, Kinderweinen- Kinder. Tiefer Winter erwachte in meinem Raum, tiefer Schnee, Eiskristalle an dem milchigen Fensterglas, meine Hände blau und meine Zähne sich aufeinander-schlagend, obwohl es noch mild, gewiss etwas kühl draussen- es war ein Winter, den ich nicht einmal von meiner Heimat her kannte, ein Winter nicht von dieser Welt und doch war er mitten in meinem Zimmer und keine Bettdecke, kein Feuer vermochte ihn zu vertreiben. Jetzt, wo ich mir sicher war, dass es Kinder waren, welche ich hörte, öffnete ich meine Augen, kroch aus meinem Bett, öffnete die Tür, auch da Schnee, Eis, ein kalter Wind blies mir beissend entgegen. Langsam stampfte ich durch das Weiss, legte mein Ohr an die Zellentüren, um, wie ich es damals auch getan hatte, als die ersten Häftlinge jammerten, wirklich sicher zu gehen und tatsächlich, es waren Kinder, Kinder, Kinder. Das Töten war nicht nur ein Töten geblieben, die Langeweile schrie nach einem Grösseren, nach mehr, einer gesteigerten Form von Qualen und was bot sich da an, einfach und banal- die Kinder. Durch die Jahre langsam mich abgetrennt aus meinem Leib, um nicht mehr alles zu sehen, zu hören, zu fühlen, um mit meiner leiblosen Frau zusammen zu sein, um meine Heimat nähend mir nahe zu wissen, war ich stumpf geworden, doch mit einem Schlag fiel ich zurück in mich, das Band, welches locker noch mich mit dem Körper verband, es riss an mir, mit jedem Kinderweinen an Kraft gewinnend und nicht mehr den Schmerz kennend, schlug er, ein hundertfaches überragend, in mir zu. Mein Atem stockte in der klirrenden Kälte, mein Herz pochte laut, drohte aus dem normalen Rhythmus zu fallen. Meine Hände suchten nach Halt, fanden diesen an einer Wand. Sollte ich nun, in diesem Augenblick sterben, zerschellen an dem Fells Namens Schmerz? Eilend riss ich die Tür der Zelle auf, stürmte in den kleinen Raum und erkannte, was ich längst wusste. Flehend starrten mich die Kinderaugen an- Augen über Augen, grosse, kleine, dunkle, helle, in den runden Gesichtern, noch die Funken in sich tragend, wie es eben nur Kinderaugen vermochten zu besitzen. Erschrocken merkte ich erst jetzt, dass ich die Zellentür aufgerissen hatte, was mir strengstens untersagt war. Mir diesem Regelverstoss bewusst lief ich rückwert aus dem kleinen Raum, kramte in meiner Hosentasche nach einem harten Stück Brot, warf es hinein und knallte die Tür zu. Mit Schweiss auf meinem Gesicht lehnte ich mich an die Wand und versuchte in meinem Gedankendrehen Klarheit zu finden, eine Führung für meine Handlungen. Jammernd faltete ich meine Hände, flehte nach meiner Frau, flehte nach einer Gottesfügung, doch Stille kam mir entgegen, die Winterkälte, obwohl es erst begann Herbst zu werden. Alleine stand ich da, alleine musste ich nun eine Lösung finden, eine Entscheidung treffen und auch wenn ich erst in meiner Verzweiflung wütend gegen die Wand schlug, so reichte mir der Gedanke Kraft, dass es nicht ohne Sinn war, dass ich alleine hier stand. Ich befand mich gerade so, an diesem Ort, zu dieser Zeit, eingehüllt mit den Kinderstimmen, aus dem Grund, weil ich die Kraft besass eine richtige Entscheidung zu treffen, aus mir selber heraus, ohne Hilfe. Die Situation wählte mich, weil ich fähig war, dies in meinen beschränkten Möglichkeiten, die Verantwortung zu übernehmen. Der beissende Schmerz in meinem ganzen Leib, er liess keine Feigheit mehr zu, kein Flüchten mehr, kein Verdrängen, ich erwachte, um bei mir angekommen das zu tun, was längst auf dem Plan stand. Das Warten, wie ich meine Zeit oftmals im Lager empfand, es war beendet und ich wusste, dass nun meine Tat, meine Handlung, welche nur ich vollbringen konnte, sich mir näherte. Die Kinder, die Kinder und ich fragte mich, mit einer leisen Schwermut in mir, weil es niemals real werden konnte, wie denn meine Kinder ausgesehen hätten, wie gesprochen, wie gelacht und geweint. Die Vorstellung, dass die Kinder in der Zelle, nur ein paar Meter

von mir entfernt, für die Meinigen und die von meiner Frau standen- sie liess mich nicht mehr los, auch wenn ich mich nicht an einen leiblichen Zeugungsakt, an eine Geburt zurück erinnern mochte und doch- vielleicht waren sie im Geist, in der feinstofflichen Welt meine Kinder- ich ihr Vater.

Ohne noch einen Funken der Angst war es entschieden, sollten die Kinder gehen, wohin auch immer, ich würde ihnen folgen. Das Ringen fand in dieser Winternacht, umgeben von dem nahenden Herbst um die Gebäude, sein Ende und geballte Kraft erwuchs in mir.

Klein waren die Portionen, welche ich den Kindern in die Zelle warf- Brot, etwas Wurst, manchmal ein Stückchen Schokolade. Längst verstanden sie, dass ich zwar eine Uniform trug, doch ihnen kein Leid antat, ich auf ihrer Seite stand, auch wenn ich wusste, dass mir dies schlussendlich das Sterben bringen konnte, doch der Weg war klar, endlich nach so vielen Jahren und Ruhe erwachte in mir, ein Frieden den ich in einer solchen Art nicht kannte. Es war keine Flucht vor der Verantwortung, wie ich mir das Sterben am Anfang meines Seins an diesem Ort herbeisehnte als einfachste Lösung, es war unbeirrbar klar- meine Aufgabe hatte mich gefunden.

Die Kinder gewannen Vertrauen in mich, welches mit jedem Stück Brot, mit jedem Wursträdchen anwuchs und schauten sie zu Beginn noch unsicher, so erlosch dieses mit der Zeit und fiel in eine erwartungsvolle Freude. Bange wurde mir vor diesem Augenblick, denn ich fühlte, wie er irgendwann nicht mehr in das Schweigen der Kinder eingehüllt sein würde, verborgen, als schützendes Geheimnis, sonder aufbrechen und sich offenbaren in den freudvollen Stimmen, dem Rufen nach mir und Lachen. Das Sichtbar-werden der Emotionen entriss mir den letzten Schutz, der mich noch lügenhaft auf der anderen Seite ungeborgen wiegte. Mein Schritt über die Grenze in das andere Reich, dort wo die Häftlinge standen, dort wo die Kinder standen und auch meine Frau, den ich längst getan hatte, damals und wohl unbemerkt schon zuvor, als ich von der Liebe zu ihr berührt wurde, lag nicht mehr im Geheimen, wurde sichtbar für die Soldaten und Offiziere. Es war mir bewusst gewesen, als ich das erste Stück Brot in die Zelle warf, dass ich allmählich das Licht auf mich lenkte, für die Kinder jedoch auch für andere Augen, die mich nun vernichten konnten- ein Gefallener aus dem System, welches ich niemals verstand noch liebte, welchem ich naiv folgte, weil ich zu Beginn es als Spiel von Knaben sah, bis es zu spät war und ich schon gefangen war, nicht mehr in einem Harmlosen, sondern in einem ernstem, bitterem Drama. Jetzt bewegte ich mich befleckt in das Aussen.

Am frühen Morgen im Dezember, es ging schon nahe gegen Weihnachten, war es ausgesprochen von den Offizieren, dass die Kinder nun gehen mussten, alle wussten wohin. Es war ein kleines Haus, nicht weit vom Lager entfernt, kein Mensch der jemals dieses kleine Haus betrat kam wieder lebend zurück, was genau dort von statten ging, wagten die Wenigsten zu berichten, aus Geheimhaltung oder einer leisen Scheu heraus oder einem Nicht-glauben.

Erste Schneeflocken tanzten durch den Himmel, legten sich auf die Steine, auf die starre Erde, hegten noch Mühe wirklich zu bleiben. Kalt war es in meiner Kammer, kalt auch in meinem Herzen. Die Kerze meiner Grossmutter brannte auf dem kleinen Tisch, erhellte in dem Grau, welches sich durch das Fenster presste, den Raum. Schweigend sass ich, die Hände gefaltet in meinen Schoss gelegt, auf der Bettkante, die Zeit zu bemessen ergab keinen Sinn, weil ich nicht wusste, wann sie an diesem Ort in ein Stehen kam, doch es war nahe an diesem Punkt.

„ Vergiss nicht, es gibt ja das Licht“, hörte ich eine Frauenstimme, suchte nach der Gestalt, die ich nicht finden konnte. Es war nicht meine Frau, welche mir die Worte entgegen-brachte. Eine Weile verstrich, bis ich verstand, wer da bei mir weilte, nur einen kurzen Augenblick, um dann wieder zu gehen. Es war meine Grossmutter, die mir damals die Kerze, als ich auszog, schenkte und mit ihrem langen Schauen die Botschaft mir in mein Gepäck gab, dass das Licht niemals zu vergessen sei.

Schon war die Kerze, durch das viele Brennen, klein geworden, dennoch brannte die Flamme hell und gross. Ein zarter Hauch, schimmernd umgab sie, als hielte sie eine Haut, in dem Innern etwas heller dieser Raum, näher an die Mitte heran, dort aufrecht der zarte, glühende Docht. Bewegte ich mich, so bewegte sich auch die Flamme, neigte sich auf die eine oder andere Seite, bis sie wieder in den Stillstand kam, in ein Ruhen. Versunken in die Betrachtung des Lichtes, das Aussen vergessend, es nur noch in einem grauen Nebel, verschwommen wahrnehmend, brauchte ich eine Ewigkeit, bis ich ihn erkannte, wie er mitten im Türrahmen stand, schweigend, der grobe Soldat Peter, Hans, Adrian oder wie auch immer sein Name war.

„ Weisst du was, ich nennen dich Peter“, flüsterte ich.

„ Auch wenn es nicht dein wahrer Namen ist.“

„ Komm, es geht los“, sprach Peter, rieb sich die Hände, als würde er sich auf ein Weihnachtsgeschenk freuen. Das altbekannte Grinsen huschte über sein Gesicht, ich nickte- die Flamme der Kerze war durch unsere Bewegung erloschen. Noch tropfte der heisse Wachs auf die Tischplatte, ein leichter, filigraner, grauer Strich erhob sich tanzend an die Decke der Kammer, bis er sich verlor- Zeit um zu gehen.

Dichter Schnee, nur für meine Augen sichtbar, lag in dem Flur, Eiszapfen hingen an den Decken und Eisblumen wuchsen an dem Fensterglas, es waren die hellen, die kleinen Sonnen in sich tragenden, Kelche, die ich damals, als ich meinen Blick in den Gemüsegarten wagte, erkannte und sie mir Trost in der Bitterkeit einflössten. Die Zelentüren standen bereits weit offen und die Kinder stellten sich, ohne Widerstand zu leisten, säuberlich in einer Kolonne auf. Mit nackten Füßen, einem Hauch von Stoff auf ihren Gliedern begannen ihre Augen zu leuchten, als sie mich erkannten. Ihr Blick haftete sich an mir fest, als einzige Sicherheit in ihrem Gehen und, obwohl ich in den ersten Sekunden, als ich dies bemerkte, erschrak, weil ich mir die Kraft, die es brauchte, um der Fells in der Brandung zu sein, nicht zugestand, stand ich still, lächelte und setzte mich an der Spitze der Kolonne in Bewegung. Beim Tritt über die Türschwelle hinaus in das Schneetanzen stieg Angst in mir auf, erst sachte, dann durch meine Füsse, hoch durch meine Beine sich schleichend, mit der klaren Absicht mein Herzen zu engen.

„ Ich darf die Angst nicht zulassen, damit die Kinder keine Angst hegen müssen“, huschte es durch mich und ich stand in der kalten Dezemberluft. So still und langsam wie ich damals gegangen war, als ich mit Peter meine tote Frau in die andere Baracke trug, ihr Blut eine zarte Spur auf dem Boden hinterliess, wählte ich an diesem Tag mein Schritt.

Der steile Weg führte uns an den anderen Baracken entlang, bis hin zu dem Gebäude, wo in der Nacht die Soldaten die deutschen Lieder versuchten betrunken zu lallen- Schweigen an diesem Ort. Vereinzelt hinter den Fenstern Gesichter, die nicht lange in dem Betrachten ruhten und wieder im Dahinter verschwanden. Vor dem grossen Tor, welches zu beiden Seiten einen Wachturm besass, stand ein Lastwagen, schon zitterte er, da der Motor lief- keine unnötige Zeit wollte man hier vertun, rasch die Kinder von diesem Ort holen, vielleicht, um sich der scheusslichen Tat nicht vollkommen bewusst zu werden und dadurch zu einer Umkehr gezwungen zu wer-

den. Auch ich war froh, dass der Lastwagen bereits zitterte, weil jedes Warten der Angst Einlass in die Seele ermöglichte und, auch wenn die Kinder kurz vor ihrem Übergang in die geistige Welt standen, die Schwere der Angst wollte ich ihnen ersparen.

Die ganz Kleinen mussten wir auf den Lastwagen heben, die grösseren Kinder sprangen auf den Wagen, schauten mich an, als suchten sie noch ein Lob für ihren gelungenen Sprung, ich nickte und lächelte. Rasch waren alle Kinder verladen und ich schwang mich auf den kleinen Platz auf der Holzbank, dicht beim Ausgang. Die Planen wurden von aussen her zugezogen, eine Hand klopfte gegen das Metall und das Zittern wuchs mit der Fahrt an. Mein Leib bebte, wurde mitgerissen in das Vibrieren der Motoren hinein. Augen, kleine, grosse, dunkle und helle, sie ruhten auf mir und ich ruhte in ihnen. Nicht nur sie brauchten mich bei dem letzten Gang, auch ich brauchte sie. Hingebungsvoll nahm ich das nahende Sterben an, so wie ich fast mein ganzes Leben hindurch widerstandslos gewesen war- es kam mir nicht einmal in den Sinn an eine Flucht zu denken bis mich eine kleine, jedoch kräftige Kinderhand aus meiner Starre riss. Feste drückte sie mich, als wolle sie mir sagen: „Erwache.“ Ich liess die Hand nicht los, schaute in zwei grün-braune Augen, die stechend und fordernd auf mir ruhten. Das Gesicht des Jungen war gezeichnet durch die vielen Wochen in der engen Zelle, dem Mangel an Nahrung und der Furcht- dies machte es mir unmöglich sein Alter wirklich richtig zu bestimmen. Er mochte erst fünf Jahre sein, gut möglich auch zehn Jahre oder noch älter. Es spielte nicht wirklich eine grosse Rolle in diesem Augenblick, die Zeit eilte und gestattete kein Denken, kein Fragen, der Raum schrumpfte mit jedem Meter, den der Lastwagen hinter sich liess und wir näher an das kleine Haus rollten. Noch ein paar Minuten blieben uns. Schon stand ein Junge bei der Plane, suchte nach der schmalen Öffnung, schob den schweren Stoff zur Seite- wie sicher er sich doch war, dass ich ihm nichts entgegen stellen würde, denn, hatte er noch zuvor sein Blick, Sicherheit und Ruhe suchend, auf mir haften, so schenkte er nun seine ganze Aufmerksamkeit der Flucht. Durch den freiwerdenden Blick durch den Spalt wussten ich und die Kinder, dass wir uns noch in dem Wald befanden, hier musste der Absprung stattfinden, in den engen Kurven, wo die Fahrt an Tempo verlor. Die grösseren Kinder nahmen die Kleineren an der Hand und schon- ich erkannte nur noch Füsse, Beine, sah wie sie sich abrollten und im Schnee, den dunklen Tannenzweigen verschwanden, als hätte es sie niemals gegeben. Ich zählte die Kurven, die noch verblieben bis zu dem Haus des Todes, zehn, neun, acht, sieben, sechs.

„Kommst du auch?“, riss mich die Stimme des Knaben aus dem Zählen, der noch immer meine Hand hielt. Es war weniger eine Frage gewesen, sondern eine Aufforderung, ein Befehl. Wie gross der Junge in diesem Augenblick erschien, grösser als ich jemals gewesen war und werden würde, angstfrei, kraftvoll, sich in seinem Handeln unbeirrbar sicher. Noch eine Weile stand er vor mir, dachte nicht daran meine Hand loszulassen, zog an ihr, bis auch ich stand und ich auf die Strasse blickte. Die unzähligen Steine waren verdeckt von einer dünnen Schneeschicht, einem Teppich gleichend, mir entgegenrufend: „Spring, spring.“ In diesem Moment fühlte ich ein Stossen, drehte mich um, der Lastwagen war leer und ich verlor den bebenden Boden unter den Füssen. Niemand befand sich noch da, der mich hätte stossen können und doch, schon auf dem kalten und harten Boden angekommen, glaubte ich meine Frau, etwas entfernt, in einem Dahinter meine Grossmutter, erkannt zu haben. Die flatternde Plane verschloss den Blick auf die Ladefläche. Schon stand der Junge, zog mich weiter, ich strauchelte, mein Knöchel schmerzte, die Äste stachen in meine Beine, die Zweige peitschten in mein Gesicht, doch ich rannte, wie ich noch nie in

meinem Leben gerannt war. Im Gebüsch tauchten die Kinder auf, wie sie eilten und wieder versanken, bedacht darauf kein Laut über ihre Lippen zu bringen, denn dies hätte uns sichtbar gemacht und wir brauchten den zeitlichen Vorsprung, auch wenn er sehr klein war, ein paar Minuten, noch ein paar Kurven, bis der Lastwagen in ein Stehen kam und der Fahrer bemerkte, dass er seine Fracht verloren hatte. Fahrlässig war es gewesen, gerade bei einem System, welches so sehr auf Gründlichkeit und Sicherheit baute, dass sie mich alleine mit den Kindern fahren liessen und doch, es war eine Fügung gewesen, eine grössere Macht liess diese Situation entstehen, denn sie wollte die Flucht. Auch sie war es gewesen, welche Peter, gerade als er aufsteigen wollte, um mich bei dem letzten Gang zu begleiten, von einem Offizier gerufen wurde und mürrisch darüber zurück in die Baracke, irgendetwas murmelnd, stampfte. In dem letzten Schauen, welches er mir gab, hob er noch seinen mahnenden Zeigefinger, lächelte sein hämisches Grinsen, als wolle er mir sagen, dass er mich noch bekommen würde, wenn nicht hier, dann später. Müde von seiner Machtgeilheit, um sein Kleinsein vor sich und der Welt zu vertuschen, nickte ich ihm entgegen, lächelte und war froh, als die Plane geschlossen wurde und das dumpfe Klopfen an das Metall das Zeichen für die Abfahrt gab. Peter konnte einem fast leid tun.

Frei war ich, endlich und unbeholfen rannte ich in diesem neuen Empfinden durch den Wald, liess die Hand des Jungen los um sie in einem kurzen Später wieder zu suchen und zu fassen. Einmal riss er mich weiter, dann wieder ich ihn, wohin, dies wussten wir nicht, nur weg, an einen Ort, wo man nicht stetig das Sterben im Nacken besass. Es lichteten sich die Bäume und gaben in dem sich weitenden Raum, das Tal zu erkennen, vereinzelt Höfe und das kleine Dorf, welches ich vor ein paar Monaten, als ich in den Steinbruch gebracht wurde, auf dem Lastwagen, durchfuhr. Laut schallte das ohnmächtige Schimpfen des Fahrers durch den Wald, nun hatte er bemerkt, dass wir weg waren und wusste nicht wirklich, so unbeholfen wie er war, was er zu tun hatte. Erst brüllte er sich die Stimme aus der Kehle, bis er heiser wurde und seine Füsse von dem Stampfen brannten, er sich auch etwas albern, wie ein kleiner Junge, vorkam. Alarm wurde geschlagen und schon bald hörte man die Hunde, Männerstimmen, die nah und fern den Wald durchkämmten. Unsere Spuren mussten wir verwischen, kurz entsann ich mich an den zarten, doch kraftvollen Blutstrich auf dem Boden, der sich von dem Ort des Sterbens bis auf den harten Untergrund, dicht neben dem immer-brennenden Ofen, zog- die letzte, für leibliche Augen sichtbare Spur meiner Frau. Einen Fluss brauchten wir, auch wenn bereits schon bei dem Gedanken an die Kälte ich erzitterte und fürchtete, dass der Junge zu Eis und Schnee werden würde- es war unsere einzige Chance, damit uns die Hunde nicht mehr riechen konnten. Verzweifelt suchte ich den Waldboden ab, es mochte doch nicht sein, dass uns die Flucht gelungen war, um ein paar Stunden später von den beissenden Hunden wieder eingefangen zu werden- es ergab keinen Sinn. Schwer und feucht von dem Schnee, dem Nebel, bis auf die Knochen, schon nahe dem Aufgeben, mich für eine Weile auf einen vermodernden Baumstamm setzend, mir ausmalend, dass das Moos sich auch über meine Haut legen würde, meine leeren Augenhöhlen ausfüllen und nur noch die Knochen zurückblieben, verlassen tief in dem dunklen Wald, von keiner Menschenseele gesucht, griff mich die Knabenhand, so wie sie es schon auf dem Lastwagen tat und mich aus meinem Versinken, aus meinem lahmen, regungslosen Dasein riss. Rot schimmerten die Wangen, leuchtend funkelten die Augen, auch wenn ich wusste, dass das Kind weit über seine Grenzen ging. Erst war ich versucht die Hand wieder loszulassen, sie gar von mir zu stossen, doch aus dem sicheren Griff vermochte ich mich nicht zu lösen.

„ Wir brauchen einen Fluss, verstehst du“, brüllte ich unbedacht ihn an, legte sogleich meine noch freie Hand auf meine Lippen. Wütend machte mich diese Ohnmacht, diese übergrosse Macht der Hunde und der Jäger, die nur ein Konstrukt aus Lügen, aus Aufgeblasenheit waren und doch schon so lange herrschten, einfach nicht schrumpfen mochte.

„ Verzeih“, flüsterte ich dem Jungen entgegen, er nickte, deutete mit seinem Zeigefinger in eine Richtung und beim längeren Betrachten erkannte ich, dass da etwas am Boden schimmerte. Frost konnte es nicht sein. Mit neuer Kraft, da ich dort einen weiteren Schritt zur Rettung glaubte, erhob ich mich und schon bald gaben die Tannen, schwer beladen mit Schnee, den Blick auf einen Fluss frei. Unsere bitter-kalte Rettung vor den Hunden- da mussten wir durch. Nicht mehr dachte ich an das Erfrieren, eilte los, zog das Kind hinter mir her, die Schritte des Knaben verlangsamten sich, schleppend wurden sie- er konnte nicht schwimmen- ich nahm ihn auf meinen Arm, presste ihn feste an meinen Oberkörper, darüber erstaunt, erleichtert und besorgt, dass er kaum an Gewicht besass- Junge, wenn wir in Sicherheit sind musst du essen, dachte ich, dann standen all meine Gedanken still, wurden mit einem Schlag zu Eiskristallen. Nur mühsam vermochte ich noch meine Beine zu bewegen, bleischwer, uralt fühlten sie sich in dem Fluss an. Die Steine unter meinen Füßen gaben kaum Halt und ein Rudern mit den Händen war nur begrenzt möglich, da ich den schlotternden Knabe in meinen Armen hielt. Noch nahe befanden wir uns am Ufer, noch konnte ich zurück, genau in die reissenden, spitzen Zähne der Hunde, die sich uns schon gefährlich nahe befanden. Sehen konnten wir sie noch nicht, doch das Brüllen der Männer, das Bellen rückte mit jedem Atemzug an uns heran. Meter für Meter entfernte sich das Ufer und das Wasser stieg bis zu meinen Lenden, noch tiefer, mein Bauch umspülend, mitten in dem Fluss und dann der erste Schritt unsicher einen Stand auf den rutschigen Steinen am Grund ertastend, dem anderen Ufer entgegen. Jeden Zentimeter zählte ich, auch wenn ich gar nicht mehr fähig war mit Sicherheit zu sagen, was ein Meter, was ein Zentimeter oder gar Millimeter war, eine Erfindung der Menschen, wie die Sekunden und Minuten, ein Raster, welches in bestimmten Situationen im Leben ihre Wirkungskraft verlor. Das Wasser wich zurück, gab mein Bauch wieder frei, bis zu den Lenden, dann zu den Oberschenkeln und meinen Füßen. Erschöpft liess ich den Knaben von meinem Arm und legte mich in den Schnee, breitete meine Arme aus und blickte atemlos in den Himmel. So viele Jahre war ich nicht an meine Grenzen gegangen, meine Grenze bestand vielmehr darin in der Gefangenschaft zu bleiben, regungslos auszuhalten und nun, in den letzten Tagen war ich unzählige Male über die schmale Trennlinie gesprungen, angefangen als ich mich mit den Kindern verband, die andere Welt es sah, ich aus dem Schutz der Geheimhaltung entlassen wurde, danach, als ich sprang, gestossen von meiner Frau und meiner Grossmutter, gezogen von dem Knaben, dann weiter, jeder gefallene Baumstamm eine Hürde, bis hin zu dem Fluss. Erleichtert lachte ich und wenn mir auch die Kleider kalt an der Haut klebten- weiter musste ich, jeden Kilometer, der sich zwischen uns und das Lager schob, war ein Sieg, war ein Stück mehr Freiheit und eine Niederlage an das grosse System, welches, vielleicht an der Wurzel, vor vielen Jahren, gut gemeint, nur noch ein böses Geschwür darstellte. Einst, als ich noch ein Junge war und das Singen, Kämpfen als Spiel verstand, als ich es genoss, wenn mich die Dorfbewohner in meiner Heimat freundlich grüssten, weil ich die Uniform trug, als ich nachvollziehen konnte, dass man das was man liebt schützen möchte, doch nicht für einen solch hohen Preis, dazu noch, wenn es gar nicht bedroht war, dies in meinen Augen- da war die Welt noch anders. Gut möglich, dass mein Hirn, welches wieder langsam zu arbeiten begann, die Eiskristalle von sich

wies, das Ganze, die Zusammenhänge, die Verschwörungen nicht durchschauen mochte, wozu auch, denn das was ich besass vor dem Krieg reichte mir vollkommen in der Bescheidenheit aus, war genug, gewiss getränkt durch eine tiefe Sehnsucht nach Liebe, die ich aber erst in die Findung führen konnte, durch den Frieden mit mir und den anderen Menschen.

Bis die Nacht einbrach warteten wir an dem Fluss ab, wir brauchten die Dunkelheit, um weiter und näher uns an die Höfe heranzuwagen. Schon fast vermochten wir uns selber nicht mehr zu sehen, als wir aufbrachen und ich liess mich führen von dem Jungen. Er kam mir in diesem Augenblick weiser vor, wählte seine Richtung angetrieben durch sein Gefühl und dies schien mir besser, als meine Führung, die gefärbt war von intellektuellen Bedenken und Gefahren, die hemmend hinter jedem Stein lauerten. Nicht weit von einem Hof entfernt stand eine einsame Hütte, durch die Jahre, den Schnee, den Wind, den Regen und die beissende Sonne, gealtert, schief in ihrem Stand geworden. Vorsichtig stiessen wir die verlotterte Holztür auf und traten in den kleinen Raum, Löcher in dem Dach zeigten den dunklen Himmel, bestückt mit kleinen Sternen, die klar auf der dunkelblauen Fläche standen. Stroh für das Vieh wurde in dem Schuppen gelagert, vielleicht das Stroh, welches ich noch im Sommer golden auf den Feldern gesehen hatte und es mir den Weg in meine Heimatfärbung schenkte. Angekommen, für eine Weile, wie lange diese dauern würde, wusste ich nicht, doch es reichte für diesen Augenblick, in meiner Müdigkeit, die kein neues, kleines Kraftvolles mehr ermöglichte, erst wieder nach dem Schlaf, erst wieder an einem neuen Tag.

Schweigend lagen wir in dem Stroh, starrten in den Sternenhimmel, versuchten noch eine kurze Zeit die Augen offen zu behalten, als warteten wir auf ein Kommen.

„Willst du sie nicht reinlassen?“ fragte mich der Junge und schaute mich erstaunt an.

„Wen?“

„Deine Frau“, gab er zur Antwort und deutete zu der Holztür, welche durch einen Windhauch einen spaltweit geöffnet wurde.

Er konnte sie sehen, wie das und was noch?

„Du kannst sie sehen?“ zitterte ich ihm entgegen.

„Aber sicher, auch dein Ring an deinem Finger. Lass sie endlich rein oder muss ich es tun?“ sprach er gelassen, mit einem Lächeln auf seinem Gesicht, da er meine Verwunderung erkannte. Schon war er aufgestanden, eilte zu der Holztür und öffnete diese so weit, dass ich nun endlich auch erkennen konnte. Weiss schimmerte der Schnee, die tanzenden Flocken, langsam verdichteten sie sich und formten, aus dem Boden entsteigend zu einer Lichtgestalt, die langsam in meine Richtung sich bewegte, meine Frau. Rascher war ihr süsser Duft bei mir angelangt, dann fühlte ich die warme Hand in meinem Haar, ihre zarten Lippen auf meiner Stirn- schauen musste ich nicht, denn ihre leiblose Erscheinung gab den Augen kein Bild. Den Augen entrisen war jedoch das Fühlen um so kraftvoller, hatte eine Dichte erreicht, welche ich sonst nicht kannte. Ihre Berührungen waren da, auf meiner Haut und gab ich den Versuch auf sie mit meinem sinne-verhafteten Sehen finden zu wollen, brach durch die Dichte zart ihre Erscheinung hervor, ihr Haar, ihr Wissen in ihrem Blick, ihre weichen Lippen, ihre zärtlichen Hände, wie damals, als sie sich in der hintersten Zelle aufhielt und ich wusste, dass ich sie liebte.

„Und weisst du, hätten wir dich nicht gesehen, so wären wir nicht mit dir gekommen, so hätte ich dir nicht meine Hand auf dem Lastwagen gereicht und das Brot genommen“, erklärte der Junge und grinste.

„Jetzt muss ich schlafen“ fuhr er fort und sprang in den Strohhaufen, deckte sich mit den trockenen Halmen zu und schloss seine Augen. Rasch tauchte er in den Schlummer, langsam wurde sein Atem und auf seinem Gesicht lag der Ausdruck von Frieden und dem kleinem Vergessen.

Neben meiner Frau, den Knaben betrachtend, weitete sich mein Blick, hin zu den hellen Sternen am Himmel, die gehalten von dem dunklen Himmelblau, das Schneien, das Klirren des Winters schlich sich aus meinem Bewusstsein und ich begann zu erkennen, dass die bittere Kälte nur in meinem Sehen und Fühlen lebte, als Antwort auf die Kinderseelen, welche in die Vernichtung getrieben wurden, als Antrieb, dass ich endlich mich erhob und meinem inneren Rufen, meiner Bestimmung folgte, die auferlegte Hürde überschritt- draussen die leeren Felder, wie Bartstopfeln stand das geschnittene Korn da und der Herbst schenkte uns gnadenvoll einen milden Hauch, uns an den warmen Sommer erinnernd, obwohl es schon Dezember war.

Viele Kinder und viele schon erwachsen, die ich auf meinem Weg als Pädagogin traf- zählen kann ich sie nicht mehr und mir der Grösser der Menge bewusst, rührt mich sanft ein altes Wissen, eine Ahnung an, die ein Durchschimmern für sich in Anspruch nimmt. Niemals liessen mich die Kinderseelen los, die Begründung dafür zu bestimmen blieb mir fern und doch, schaue ich in das Funkeln der kleinen, runden Augen hinein, so glaube ich ein Versprechen, welches ich ihnen einst gab, zu vernehmen. Den Wortlaut kann ich nicht mehr in ein Jetzt heben, in Klarheit steht jedoch, dass ich eine Arbeit aus dem Alten wieder im Heute aufnehme, geprägt und vorge-malt vor einer langen Zeit im Zurück, von ihm, von mir und frage ich mich, vor den Kindern stehend, warum sie mir ihr Vertrauen schenken, einfach, als eine Selbstverständlichkeit, so bin ich mir dessen bewusst, dass ich mir dieses im Lager, im Schnee, bei jedem Stück Brot, bei meinem wahren Zu-meiner-bestimmung-Stehen errungen habe- heute muss ich ein Solches nicht mehr unter Beweis stellen. Sterben kann man in den heutigen Tagen nicht mehr, nicht mehr in meinem Land, wenn man sich dem System entgegenstellt, die Strafen tragen andere Gewänder, doch schmerzen können sie noch immer und die Bewusstheit durch das Gehen durch die Lebensjahre in mir angewachsen, fühle ich, dass ich mich aus den engen und manischen Bewegungen der modernen Epoche wieder katapultieren würde, wäre ich an dem Punkt, wo die Würde des Menschen bedroht wird. Lange ist es her, dass ich in die Pädagogik kam, bald bin ich schon ein Urgestein in dieser Landschaft und durch die vielen Reformen hat sich ein Vieles im Erscheinungsbild verändert- ich versuchte mitzugehen, auch wenn ich, dies mit zunehmendem Alter, begann zu fühlen, dass ich mich oftmals zu sehr verbog und verkaufte. Das Korsett der Verpflichtungen, es schnürte mich ein und liess mir keine Fragen, keine Wahl, ich musste auf diesem Weg bleiben, auch wenn ich manchmal nicht mehr wollte und- wende ich mein Schauen zurück, es war auch das Versprechen an die Kinder, welches mich hielt und antrieb. Wie rührte es mich an, als ich vor Jahren von der Geschichte erfuhr, dass ein Mann aufrecht und singend mit den todgeweihten Kindern in den Viehwagen stieg, mit vollem Bewusstsein über das zerstörende Ziel und er versuchte mit seinem Lachen Leichtigkeit in die Angst vor dem Vergehen zu tropfen. Berührend und als leises Vorbild für mich steht dieser Mann in mir- er ist über seine Grenzen gegangen, selbstlos tat er seine Schritte und, obwohl er sich verschenkte, so bin ich mir sicher, dass er erhielt, ein Bekommen nicht messbar an materiellen Gütern oder, dies in einer Einfachheit gehalten, seine Arbeit, welche er nicht bis zu einem Ende gebracht hatte, wieder aufnahm und in einer anderen Gestalt, mit anderen Figuren weiter das

verfolgte, was er einst begann. Wie töricht es doch manchmal auch mich erfasst, wenn ich glaube, dass ich verschieben kann, ein Wort, eine Handlung, ein Kuss, verschieben auf eine Minute, welche weit in der Zukunft liegt, ohne, dass wir wissen, wann wir gehen werden. Trost liegt in diesem Nicht-wissen wann wir in dem Fluchtpunkt in der langen Allee angekommen sein werden, ob in einer Sekunde, einer Minute, einem Jahr oder in einer noch längeren Zeitdauer und doch, sollten wir nicht so leben, als würden wir stets die letzten Atemzüge tun?- Die bange Frage in mir: „Was habe ich vollbracht, welche Aufgaben zu einem guten Ende geführt und welche stehen noch offen, kann ich sie beenden, ihnen noch eine positive Richtung geben, damit ich sie, dies in einem nächsten Dasein, in einem Guten wieder aufnehmen kann und kann ich mit meinem Wissen erkennen was gut und was schlecht ist, denn ein Vieles erscheint so wie es in den Tiefen gar nicht seinem wahren Wesen entspricht?“ Trost liegt darin, dass wir für manche Aufgaben mehrere Leben erhalten und wenn uns manchmal ein leiser Widerwille erfasst vor der Wiederholung, die wir erkennen oder auch nicht, so ist es doch eine Chance für unsere Entwicklung in das Volle und Gute hin. Trost liegt für mich in meiner Fähigkeit, meiner Überzeugung, dass ich in dem Jetzt Prägungen aus einem alten Leben erkennen kann, tief in mir als Fähigkeiten, als Richtschnur. In den Dialog zu treten mit meinen alten Anteilen, als würden sich zwei Wesen gegenüber stehen, die sich Fragen und Antworten darreichen und der Vater, die Mutter mit dem Kind spricht, es lenkt, stoppt und führt. Begonnen hat die Verbindung mit den Kindern vor einem Langen, heute führe ich sie weiter, getragen von dem Kern, dem Blick auf das Wesentliche, was ich und nur ich zu geben habe in diesem Tun. - Und möchte ich verzagen an den scheinbaren Unmöglichkeiten, so entsinne ich mich an mich selbst, wie ich vor dem Sterben und dem neuen Werden war, was mich antrieb, was mir wichtig erschien und hebe es aus der Ermattung heraus in die Klarheit und Motivation hinein. Sich nicht verkaufen, seiner Berufung treu bleiben, auch wenn es, dies damals den Tod bringen mochte und heute ein Anstossen an hochgestochenen Modellen, ein Belächelt- werden, ein Ausscheiden aus Teilen der Gesellschaft. Manche Handlungen kann man nicht in einen unbekanntem Punkt in die weite Zukunft legen, man muss sie tun, weil sie auf dem persönlichen Plan stehen, die Aufforderungen dazu werden aus dem Leben heraus an uns herangetragen. Sich nicht verkaufen, dem treu bleiben was man als Impuls der Erde zu geben hat und ein funkenartiges, ausgelassenes Lachen, wenn die Schwere aus Schicksalsschlägen versucht die Ketten an die Seele zu legen, dies möchte ich als Pädagogin geben, kleine Räume, zart, jedoch wirksam, wenn auch erst in einer anderen Zeitmessung oder viel später in diesem Dasein. In meinem ganzen Person-sein ist das Alte enthalten, hat seine Heimat gefunden und zeigt sich jeden Tag in meinem Dasein, in dem was ich liebe, was mich umgibt, was ich ersehne und verneine- ein ewiger Faden ohne Ende.

6. Auch das Vergessen

Als wäre ich eine Schneeflocke, die sich nicht in Richtung der Erde nieder- bewegte, vielmehr, eine Flocke die gegen den Himmel schwebte, weiter empor und das Unten kleiner sich formte, fiel in Punkte, die dort mein Ich, meine Frau und den mutigen Jungen beherbergten. Eine Reise, die ich nicht beeinflussen konnte, getragen, getrieben, gestossen von einer allwissenden Kraft. Bis die Punkte vor meinem inneren Augen verschwanden, in ein Unsichtbares fielen und ich es nur noch in meinem Innen als Erinnerung trug und somit, ohne es zu wissen, einem mächtigen Gesetz von Vergehen und Werden folgte, hin in das Neue in mir, welches begann zu erwachen.

Ein leerer Raum und ich darin, weiss, dicht und darin alles enthalten, was ich nicht mit einem Namen, einem Wort fassen konnte. Ein Nichts voller Dinge. Die Zeit, sie tickte nicht mehr, Tag und Nacht verloren ihre Gesichter und ich hielt aus, haltlos und doch gehalten, beide Empfindungen zusammenfliessend, so auch die Angst und die Freude- ein Vermischen und in diesem geordneten Chaos Neutralität- der Punkt Null- wie sehr ich mir diesen ersehnte, damals im Lager und dort meine Ehefrau, meine Grossmutter.

Eine kurze Verbindung wieder zu mir, zu dem alten Ich, welche zugleich reisst und mich stehen lässt in einem anderen Zustand. Nicht mehr das alte Ich bin ich, das Neue noch nicht vollkommen ausgefüllt, es schon sich langsam anschleichen hören, noch höher, noch weiter, bis zu einer Grenze, die unsichtbar, jedoch spürbar und mir das Gehen in eine Richtung hin verhindert, da ich getrieben werde hier zu sein.

An diesem Punkt ging es nicht mehr weiter, da wurde die Richtung verändert, nicht mehr nach einem unendlichen Oben, kurz das Stehen und, obwohl ich mich sperrte, wieder in das Unten, langsam.

Es ist nicht mehr das Unten aus alter Zeit, denn diese ist verflossen, hat ein anderes Gesicht in der Zwischenzeit erhalten, auch wenn Gewisses länger Bestand hat, auch wenn Bestimmtes noch lebt in meiner Erinnerung- vieles Vergessen und ich möchte, muss vergessen für das Neue was mich da erwartet und so stehe ich im Jetzt, halte mich aus fernen Zeiten an der Hand und bin dankbar, dass ich mich, weiter umspannend, fand, es mich niemals vollkommen entliess, mich, niemals bedrohlich, aufdringlich, lenkt und führt. Ich danke dem Blick, den ich legen durfte auf die Bilder mit ihm, der fest in mir enthalten ist, lasse los in vielen Bereichen meiner Person, um in dem anzukommen, zu leben, was in der heutigen Zeit mir gegeben wird, dies mit dem Wissen, dass im Hintergrund mein altes Sein noch webt.

*Pflanze einen Baum im Wissen,
dass du dich vielleicht nie in seinem Schatten ausruhen wirst
und im Vertrauen, dass er später einmal anderen Schutz und Geborgenheit geben wird.*

(Verfasser unbekannt)

Die Autorin:

Tamara Christen wurde im Mai 1973 in Basel (CH) geboren. Dort verbrachte sie ihre Kindheit, besuchte die Rudolf Steiner Schule, absolvierte das Lehrerseminar und arbeitete als Kindergärtnerin. Mit 27 Jahren schloss sich ein Kreis und sie kehrte in die Anthroposophie zurück. Sie widmete sich dem Studium der Pädagogik von Rudolf Steiner und arbeitet seitdem als Heilpädagogin an verschiedenen öffentlichen Schulen.

„Manche Menschen suchen einen Psychiater auf, ich schreibe Geschichten und male Bilder“, sagt sie und wie ein roter Faden zieht sich die kreative Tätigkeit durch ihr Leben. Schon in ihrer Jugend entdeckte sie ihre Freude am Erzählen von Geschichten, so entstanden damals die ersten Bilderbücher, welche sie im Unterricht einbaute.

2013 erschien ihr erster Roman *„Verborgen-sichtbar weben die Welten“*, eine Erzählung über Liebe und Reinkarnation.

2014 folgte unter dem Titel *„Gier nach Kinder-Seelen-Nektar“* ein Bericht über Kindesmissbrauch, 2015 das Buch *„In hundert Tagen blühen die Kirschbäume“* und im Jahre 2017 *„Marmeladenbrötchen für Abraham-Milo“*.

Die besondere Aufmerksamkeit der Autorin richtet sich auf die Seelenbewegungen der Menschen, welche sie, eingeflochten in Alltagsthemen, beleuchtet und ergänzt mit eigenen Erfahrungen und Fantasiebildern.

Heute lebt Tamara Christen mit ihrer Frau und ihrem Sohn in einem alten Bauernhaus auf dem Land und geniesst die Ruhe in der kleinen Oase als Gegenpol zu der Hektik der heutigen Zeit.